



Inv. # 836

Die Thierwelt in Glauben, Sitte und Sprache.

Von W. Schlüter.

(Vortrag, gehalten im Februar 1895).

Kein Wort der heiligen Schrift hat eine so augenfällige Bestätigung durch die Geschichte der Menschheit erfahren, als der Segen des allmächtigen Schöpfers, mit welchem er den nach seinem Bilde geschaffenen Erdensohn zum König der ganzen Schöpfung einsetzte: „Seid fruchtbar und mehret Euch; füllet die Erde und machet sie euch unterthan und herrschet über die Fische im Meer, und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Thier, das auf Erden kriechet.“ Unbestritten betrachtet sich der Mensch als Herr des Thierreichs; auch die gewaltigsten Riesen des Urwaldes erliegen seinem durch die List bewaffneten Arme; er hat den störrigen Stier in das Joch der Knechtschaft gespannt, den Hund zu seinem treuen Freunde gezähmt; die Fische im Meer und die Vögel unter dem Himmel bringen ihrem Herrscher den geforderten Tribut; selbst den unsichtbaren Feinden seines Lebens geht der Mensch mit den Waffen der Wissenschaft zu Leibe; er kennt und duldet neben sich keinen Mächtigeren. Und in gleicher Weise hat er die Pflanzenwelt und das Mineralreich seinen Zwecken dienstbar gemacht, ja mit staunender Bewunderung sehen wir Kinder des scheidenden Jahrhunderts, wie auch die geheimnißvoll den Organismus der Natur belebenden Kräfte in den Dienst des Erdenkönigs gezwungen werden, der in titanenhaftem Uebermuth beginnt, sich als Halbgott zu gebärden, da Wind und Wellen ihm gehorsamen und die Feuerflammen des Blizes seine Boten werden.

So steht der Mensch der ihn umgebenden Natur als Beherrscher gegenüber, indem er ihre materiellen Kräfte zu seinem

materiellen Wohlsein ausbeutet. Aber auch in einem höheren Sinne erweist er sich als das der übrigen ganzen Schöpfung überlegene Wesen, als das Ebenbild des Schöpfers. Indem er sich als den beherrschenden Mittelpunkt des ganzen Universums betrachtet, macht er sich, wie die alten Griechen sagten, zum Maas aller Dinge, der Dinge, die nur seinetwegen da sind und nur durch den Menschen ihre Stellung, ihren Werth, ja — man kann sagen — ihr Leben erhalten. Denn — gleichwie ohne die Empfänglichkeit unseres Ohres der Schall eine wirkungslos verhallende Wellenbewegung der Atome, wie ohne die sonnenhafte Beschaffenheit unsres Auges das Lichtreich für uns nicht vorhanden wäre, so ist die ganze Natur an sich todt und gewinnt erst durch den Geist des Menschen wirkliches Leben. Der Mensch nimmt als Mikrokosmos wie in einem Spiegel die ganze äußere Umgebung in seine empfängliche Seele auf, aber umgekehrt giebt er auch dem an und für sich todtten Makrokosmos der Natur, indem er die verschiedenfarbigen Strahlen des ihm eingebornen Lichtquells nach allen Seiten hin die dunkle Materie beleuchten läßt, die aus seinem eignen reichen Innern fließende Beseelung. Denn der Mensch werthet die Natur nicht bloß nach seinem materiellen Interesse als nützlich oder unnütz, sondern er empfindet sie auch nach ihm innewohnenden ästhetischen Gesetzen als schön oder häßlich, ja er überträgt auch seine sittlichen Grundbegriffe auf die Gegenstände der Natur, indem er überall den seiner zentralen Stellung als Krone der Schöpfung entnommenen Maßstab seines eignen gottähnlichen Wesens anlegt.

Wie noch heute das Kind, von seinem auf sich selbst und seine egoistischen Bedürfnisse beschränkten Standpunkte aus, seine Umgebung beurtheilt, alles nur auf sich bezieht, und zugleich alles mit seiner kindlichen Phantasie belebt, den Stuhl zum Pferdchen macht, die Puppe am Essen theilnehmen läßt, den unartigen Tisch, der es gestoßen hat, schlägt, oder den goldnen Mond eine „Lampe“ nennt, den am Fensterladen rüttelnden Wind für einen wilden Straßenjungen hält, so suchte auch der naive Mensch der Urzeit sich selbst in der Natur zu finden; er gestaltete sie deshalb gewissermaßen zu seines Gleichen um, indem er ihr von seinem eignen inneren Leben soviel mittheilte, daß sie ihm nicht todt blieb, sondern selber lebte, ja — ein Hauptmerkmal geistigen Lebens — Sprache annahm. Erst durch diese ihr angedichtete Sprache gewann

die Natur wirkliches Leben; das Wort erweist sich auch hier als schöpferisch, und in diesem Sinne hat der scheinbar paradoxe Spruch Hamanns Recht: „Sprich, daß ich dich sehe.“

Dem natürlichen, kindlichen Menschen redet eben alles, es mag wollen oder nicht: Das Schilf flüstert, die Bäume raunen ihm Geheimnisse zu; selbst der schweigende Wald führt eine beredte Sprache für das feinhörige Herz; der geschwägige Quell, der murmelnde Bach, der unter dem Arthiebe ächzende Baum und die klagende Nachtigall — sie alle reden eine verständliche Sprache und machen die Schöpfung zu einem Buche, in dem auch der der Natur so entfremdete Mensch des 19. Jahrhunderts noch zu lesen vermag. Für die Phantasie des Dichters gewinnen selbst leblose Gegenstände die Gabe der Sprache; ihr redet, vom Meißel beseelt, der fühlende Stein und spricht die Abendglocke den Segen. Diese Beseelung der Natur ist aber eine doppelseitige, nach oben und unten gerichtete. Durch sie erfährt der Menscheng Geist das ihm verwandte Uebermenschliche und sucht es im Bilde des Lebenden — sei es des Menschlichen oder des Thierischen — zu begreifen; durch sie vergeistigt er aber auch das ^{Natur}Uebermenschliche, in dem er ihm menschliches Bewußtsein verleiht.

Das erstere erhellt am Deutlichsten aus den Gestalten der Mythologie. Die segenspendenden oder furchtbaren Erscheinungen des Himmels, von denen der Mensch sich in seiner Ohnmacht abhängig fühlte, sie alle hat die dichterische Phantasie des Volkes zu menschenähnlichen Gestalten und sittlichen Mächten verkörpert: die Sonne ist unsern kindlich empfindenden Vorfahren, den Indogermanen, zum freundlichen Lichtgotte geworden, der auf seinem goldnen Wagen am Himmel seine Bahn zieht, der aber auch mit seinem strahlenden Auge Alles sieht und daher das Recht beschützt, das Gute fördert, die Bösen dagegen haßt und mit seine Pfeilen bekämpft; Blitz und Donner hat der Glaube der Germanen dem wolkendurchrasselnden Donar als Hammer in die mächtige Faust gedrückt und den Gott zugleich zum Besieger der kulturfeindlichen Riesen, der Vertreter der wilden Naturkräfte, gemacht; der Sturm, der den Eichenforst brechend daherbraust und die zerrissenen Wolken vor sich herjagt, wurde in der Gestalt des Wuotan mit blauem Mantel und breitem Schlapphute vermenslicht, aber in ihm verehrte der ahnungsvolle Germane auch das allmächtige Wehen des

Geistes und sah in dem kriegerischen Windgotte zugleich den Erfinder der Runen, den Inhaber der höchsten Weisheit. In der geraubten, von der Mutter mit Schmerzen gesuchten und endlich in der Unterwelt gefundenen Proserpina haben sich die Griechen ein liebliches und tiefsinniges Bild der in der rauhen Jahreszeit absterbenden Natur geschaffen; die in ihrem Mutterschmerze auch für menschliche Leiden empfänglich gewordene Demeter, die Mutter Erde, aber erlangt durch die Stiftung des Ackerbaues ihre Verehrung als „Bezähmerin wilder Sitten, als beglückende Mutter der Welt, die den Menschen zum Menschen gesellt, die uns die süße Heimath gegeben“. Und um ein Beispiel aus der Mythologie eines weniger kultivirten, aber drum nicht weniger phantasiebegabten Volkes zu geben, wer wollte den anmuthigen Zauber verkennen, der auf der estnischen Erzählung von Koit und Nemmarik ruht, den menschlich beseelten Gestalten der Morgen- und Abendröthe, die sich nur einmal im Jahre, in der Mittsommernacht, im bräutlichen Russe begegnen?

Manche derartige, von der Phantasie der Urzeit geschaffene Gestalten sind auch unserer so viel weniger sinnlich auffassenden Zeit noch verständlich; wer läßt sich nicht gern überreden, in den auf feuchter Waldwiese im Mondschein auf und nieder wallenden Nebelstreifen die ihren nächtlichen Reihen schlingenden Töchter des Erbkönigs zu sehen?

Diese, wie gesagt, dem Kinde und dem vorgeschichtlichen Menschen ganz unbewußt sich einstellende Naturbeseelung wirkt in den Erzeugnissen unserer gottbegnadeten Dichter in ungeschwächter Kraft fort und dient ihren Gedanken zur glücklichsten Belebung, und indem ihre Worte in uns dasselbe Bild erzeugen, bewähren sie ihre schöpferische Macht. Ich brauche, um dies zu belegen, nur einige Verse von Goethe zu zitiren:

Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde,

Es war gethan, fast eh' gedacht.

Der Abend wiegte schon die Erde,

Und an den Bergen hing die Nacht;

Schon stand im Nebelkleid die Eiche,

Ein aufgethürmer Riese da,

Wo Finsterniß aus dem Gesträuche

Mit hundert schwarzen Augen sah.

oder folgende Wendungen Lenaus:

„Die Blume trank des Himmels Zähre“ oder

„Es schreit der Wolf die Nacht aus ihren Traum“; „Der müde Tag entschlief.“ Er nennt die Herbstwinde die „Sterbe-seufzer der Natur“; der Sturm bricht daher mit „fliegender Locke und rauschendem Nachtgewande“; die Wolke ist ihm ein „düsterer Gedanke am Himmelsantlig, dessen Wimper blinzel“ oder:

„Die Wolken schienen Rosse mir,
Die eilend sich vermengten,
Des Himmels hallendes Revier
Im Donnerlauf durchsprengten,
Der Sturm, ein wackerer Rosseknecht,
Sein muntres Liedel singend,
Daß sich die Heerde tummle recht,
Der Blißes Geißel schwingend;
Schon rannten sich die Rosse heiß,
Matt war der Hufe Klopfen,
Und auf die Haide sank ihr Schweiß
In schweren Regentropfen.“

Hier erweist sich die moderne Poesie der alten Mythologie vollständig ebenbürtig. Und umgekehrt überträgt die Sprache die elementaren Mächte in die Brust des Menschen, sie läßt ihn vom Feuer der Leidenschaft verzehrt, vom Sturm der Gefühle durchtobt werden, in seinen Augen wohnt der Blitz und mit dem Donner seiner Stimme schmettert er den Gegner nieder. — Die in der Beseelung der höheren elementaren Kräfte sich zeigende geistige Beherrschung des Universums, offenbart sich ebenso in dem Verhältnis des Menschen zur übrigen unter ihm stehenden Natur. Selbst das dem Tageslicht entzogene Reich des Erdbinnern hat der Mensch sich näher zu bringen verstanden, wenn es auch, als von dunkeln, geheimnißvollen Mächten bewohnt und beherrscht, dem Sohne des Lichtes meist unheimlich und verderbenbringend erschien und in seiner Starrheit dem menschlichen Triebe der Naturbeseelung gegenüber sich spröder verhielt als Pflanzen- und Thierwelt. In „Abern“ birgt es das edle Gold und manche wunderkräftige Steine, nach deren Gewinn der auch vor den Schatten der Unterwelt nicht zurückschreckende Sterbliche mit allen Mitteln strebt; aber in poeti-

ischem Sinne von einem tiefen ethischen Zuge geleitet, denkt er sich das rothe Gold durch einen furchtbaren Fluch beseelt, dem unrettbar alle Besitzer verfallen müssen.

Freundlicher und vertrauter blickt uns die Pflanzenwelt aus ihren verständnißvollen Blumenaugen an. Gerne gab man vor Zeiten, und geben auch wir noch zarten Mädchenblumen die Namen der bunten Kinder Floras, wie: Lilly, Rosa, Daisy, Viola, Blanche-fleur oder Eglantine, zu denen ich aus dem Alterthume Thamar (Palme), Susanna (Lilie) anreihe. Neuzeitliche Galanterie hat umgekehrt den Spielarten der Rose wieder Namen von Frauen beigelegt, keiner erscheint bezeichnender als „maidenblush“ = erröthendes Mädchen für eine der lieblichsten. Auch die Vorzeit, die viele Wurzeln und Kräuter als heil- und zauberkräftig zu schätzen wußte, nannte solche Lieblinge im Pflanzenreiche nach dem Namen segensbringender, verehrter Göttinnen, die dann das Christenthum meist in den Namen der allerreinsten Jungfrau umwandelte. Unser Verhältniß zu den Bäumen, aus denen die nordische Mythologie das erste Menschenpaar entstehen läßt, auf denen ja auch jetzt noch nach dem Volksspruch die „schönen Mädchen wachsen“ sollen, ist trotz unserer schulmäßig nüchternen botanischen Auffassung der Pflanzenwelt doch noch ein so vertrautes, daß uns die Vorstellung der Griechen, nach welcher in jedem Baume „eine Dryas lebte“ begreiflich erscheinen kann, ein Glaube, der in der dichterischen Erzählung von „der Blumen Rache“ noch einen späten Nachklang erzeugte.

Am allernächsten steht uns aber die Thierwelt. Schon im Bau des Leibes zeigen die am höchsten stehenden Arten eine solche Aehnlichkeit mit dem Menschen, daß sie auch den wissenschaftlich Ungebildeten zu naheliegenden Vergleichen drängt. Andere Arten, wie die Bienen und Ameisen, scheinen durch die Organisation ihrer gemeinsamen Arbeit geradezu ein Vorbild für den Menschen, das *ζωον πολιτικόν*, das soziale Wesen im eminenten Sinne des Wortes; noch andere wurden als Hausthiere des Menschen tägliche Helfer und treue Freunde, jedenfalls aber alle beliebte Gegenstände scharfer Beobachtung.

Wir modernen Kulturmenschen und Städtebewohner, die wir die Natur fast nur noch durch die Brille der Gelehrsamkeit

betrachten und besonders die Thiere in ihrer Naturwüchsigkeit höchstens durch Menagerie und Zoologischen Garten kennen lernen, können uns schwer eine Vorstellung davon machen, wie vertraut der Urmensch mit dem Leben der Thiere war, und nur nach dem Verhältniß der Kinder zur Thierwelt können wir auf die engen gemüthlichen Beziehungen schließen, die unsere Vorfahren mit den Bewohnern des Waldes und Feldes verknüpften.

Heimlich war dem Menschen, der noch nachbarlich mit der Natur zusammenhauste, der Wald und sein Leben. Hier war wirklich das Reich der Thiere, dem auch ein König, der Bär, nicht fehlte. Zu allen Stunden entfaltet sich hier ein anziehendes Leben, am frischen Morgen ein fröhliches Regen und Bewegen, in schwüler Mittagsgluth ein stiller Zauber, im Dämmer des Abends und in der schwarzen Finsterniß der Nacht ein geheimnißvoller Schauer, der den natürlichen Menschen mächtig ergreift; das stille Schaffen der Waldbewohner, das bald Vorbild, bald — wie etwa beim Baumhacker Specht — Kopie des Menschen erschien, das plötzliche überraschende oder erschreckende Hervortreten des Wildes aus dem Dickicht, der unverkennbare, vorbedeutende Zusammenhang mancher Aeußerung des thierischen Lebens mit gewaltigen Naturerscheinungen: alles das regte die Phantasie an und trug dazu bei, in dem Menschen die Vorstellung zu erwecken und zu stärken, daß auch im Thierleben sich ein geistiges, seelisches Element rege, das mit dem im Menschen wohnenden in verwandtschaftlicher Beziehung steht, sein Abbild und Spiegel ist. So verkehrte der naive Mensch mit der Thierwelt wie noch jetzt die Kinder, man denke an die hübsche Erzählung von dem Kind unter den Wölfen, wo das von der Wölfin zu den Jungen gebrachte Kind seinen Brei mit den hungrigen Wölfchen theilt, aber auch mit den Worten „Geh, oder ich geb Dir was“ mit seinen Löffelchen den unbescheidenen eins auf die Nase giebt. Ebenso verkehrte der naive Mensch mit den Thieren wie mit Seinesgleichen, und gerne gab er auch den gefürchteten unter ihnen schmeichelnde Kosennamen wie das Kind seinen Freunden. „Lieb Kind hat viele Namen“ gilt nicht bloß von den Hausthieren, wo jeder Hund, jedes Kind außer seinem charakteristischen Eigennamen auch noch Schmeichelnamen hat; auch für die Thiere des Waldes hat das mit der Natur in traulich nahem Verkehr gebliebene Volk eine Menge Spott- und Kosennamen,

die zum Theil der abergläubischen Furcht ihre Entstehung verdanken, durch Nennung des wirklichen Namens das gefürchtete Raubthier zu berufen. „Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt“ — sagen wir noch im Sprichwort, und so gebrauchte und gebraucht das Volk noch jetzt lieber umschreibende, euphemistische Ausdrücke wie „Holzhund“, „Grauhund“, „Graubein“ und viele andere für den Räuber seiner Schafe; dieselbe Sitte herrscht begreiflicherweise bei allen Völkern, so nennen die Esten den Wolf „den Alten hinterm Busch“, „den Mann im grauen Rock“, „den Waldoheim“; der Bär wird dem Schweden zum „Großvater“ oder „Süßfuß“, dem Russen zum „Honigesser“ (МЕДВѢДЬ).

Mit der Furcht mischt sich aber die humorvolle Betrachtung, die auch in der Namengebung sich spiegelt: der Bär wird zum „Betz“ oder „Muß“, oder zum „Alten vom Berge“ oder in halb ehrfurchtsvoller, halb spottender Weise spricht man von einem Bären mit sieben Sinnen, wie eben die komischen Eigenschaften der Thiere dem Beobachter zuerst und am nachdrücklichsten auffallen. Doch nicht nur Verstandesgaben dichtet der Mensch dem Thiere an, auch von seinem Gemüthsleben schließt er es nicht aus; der Dichter läßt die Rosse des Achill beim Tode des Patroklos weinen, das Märchen erzählt uns so oft von mitleidigen, dankbaren hülfreichen Thieren, von den Täubchen Aschenbrödel's bis zu den hirsesuchenden Ameisen. Und wo der Mensch in der Beschränktheit seiner Leiblichkeit zur verzichtender Ohnmacht sich verurtheilt sieht, begleitet sein Wünschen und Sehnen das beneidenswerthere Thier über die Grenzen des menschlichen Bereiches. Die seh nende Liebe seufzt:

„Wenn ich ein Vöglein wär
Und auch zwei Flüglein hätt,
Flög ich zu Dir“

oder sendet „Frau Nachtigall“ als Boten in die Ferne.

Die einsame Nonne läßt Kerner singen:

Ach, wie weit, weit dort oben
Zwei Vöglein fliegen in Ruh,
Biel Glück, ihr Vöglein, ihr fliehet
Der besseren Heimath zu!

und unvergleichlich schön drückt Goethe den Drang ins Unendliche in den Versen aus:

Ach zu des Geistes Flügeln wird so leicht
 Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
 Doch ist es jedem eingeboren,
 Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
 Wenn über uns im blauen Raum verloren
 Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
 Wenn über schroffen Fichtenhöhen
 Der Adler ausgebreitet schwebt,
 Und über Berge, über Seen
 Der Kranich nach der Heimath strebt.

So lebt sich der Mensch mit ganzer Seele in die Thierwelt hinein und es überrascht nicht mehr, sondern erscheint nur als letzte konsequente Forderung der Naturbeseelung, daß der vernünftige Mensch dem eigentlich unvernünftigen Thiere auch Theil an der Sprache giebt. Auch diese letzte, tiefste Aflust, die das Thier vom gottähnlichen Menschen scheidet, hat die Phantasie übersprungen. Wie das Kind mit den Hausthieren spricht, so sprach die Urzeit vertraulich mit den Waldbewohnern, und wie der Dichter den Kindermund „vogelsprachekund“ nennt, so glaubte früher der Mensch an eine Zeit, „wo noch die Thiere sprachen“ als an eine gute, alte, goldne Zeit; und als der Glaube an eine allgemeine Kenntniß der Thiersprache schwand, blieb doch einzelnen Weisen und Bevorzugten — wie z. B. dem Könige Salomo nach der Sage des Korans — die Fähigkeit, die Sprache der Thiere zu verstehen, oder sie ward an den Genuß seltener Speisen geknüpft, wie im Märchen von der weißen Schlange, oder in der Siegfriedsage, wo der junge Held, als er sich am gebratenen Herzen des erschlagenen Jäfners den Finger verbrennt und ihn unwillkürlich in den Mund steckt, die Sprache der Vögel versteht.

Diese im Vorigen geschilderten, auf enger Gemeinschaft, scharfer Beobachtung und gemüthvoller Anempfindung beruhenden nahen Beziehungen zwischen Mensch und Thier in der Urzeit haben sich nun im geistigen Leben des Menschen in zwiefacher Richtung geäußert, indem einerseits die Phantasie des Menschen die Thierwelt mit menschlichem Geiste erfüllt und sie so zum Abbild seines eignen Ichs gemacht hat, und indem andererseits der Mensch seine Sprache, dieses einzigartige Mittel, seinem geistigen Innern einen leiblichen Ausdruck zu verleihen, fortwährend aufs Neue aus dem

Leben der Thiere durch bildliche Ausdrücke und Redewendungen bereichert, also auf diese Weise die Thierwelt in die Sprache überträgt.

Betrachten wir zunächst diese die Thierwelt anthropomorphisirende Thätigkeit der menschlichen Phantasie etwas näher. Die höchste Stufe der Vermenschlichung erreicht das Thier, wenn es zum Gott erhoben wird, da dieser ja selber nur eine zum menschlichen Bilde umgedeutete Naturerscheinung ist.

Dies Hineinragen der Thierwelt in die übersinnliche Welt der Götter, ist eine aus der Mythologie der heidnischen Völker allbekannte Thatfache. Wenn auch die künstlerisch verklärte Anschauung der Griechen und der gesunde Sinn der Germanen sich von der rohen Thierverehrung rein bewahrt hat, wie sie das ägyptische und semitische Heidenthum kennzeichnet, — ich erinnere an das „goldene Kalb“ der Israeliten — so finden sich doch auch bei ihnen Spuren jener aus Mensch und Thier gepaarten Mißgestalten, offenbar Ueberbleibseln einer älteren Schicht mythologischer Vorstellungen, wie die roßleibigen Kentaurcn, die bockfüßigen Satyrn und die deutschen Nixen mit Fischschwänzen.

Auch an fabelhaften Ungeheuern, die zu den Göttern in verwandtschaftliche Beziehung gesetzt werden, fehlt es weder der griechischen noch der nordischen Mythologie: dort Kerberos, Medusa, Pegasos, hier der Mondverschlinger Fenrir und die Midgardschlange. Zum Theil als verwandelte Wesen halbgöttlicher Herkunft, zum Theil aber auch wohl nur als kühne Phantasiegebilde sind eine große Zahl von Thieren in den Sternhimmel versetzt, von dessen schimmernder Juwelendecke uns der große Bär, die Ziege und andere himmlische Thiergestalten allabendlich freundlich begrüßen.

Besonders bedeutsam aber ist im heidnischen Glauben der Gestaltentausch zwischen Gott oder Mensch einerseits und dem Thiere andererseits. Bekannt sind die Erzählungen von den mannigfaltigen Verwandlungen der Götter, von dem zum Stier oder Schwan gewordenen Zeus, von Thor, der als Falke nach Jötunheim fliegt, von Loki, der in Fischgestalt seine Tücke übt. Der Name des vielgestaltigen Proteus ist uns zum abgeblaßten Ausdruck der Verwandelbarkeit überhaupt geworden. Echt germanische Gestalten sind die Schwanjungfrauen, die durch Ueberwurf des

Jederhembes sich in lustige Schwäne wandeln, aber auch als schlachtenfrohe Valkyren durch die Wolken reiten können. Wenn ihre Rosse sich schütteln, so fällt Thau und Hagel zur Erde. Es sind also wieder beseelte Naturerscheinungen, die personifizirten Wolken, für die der nordischen Phantasie das Bild des stolzen Schwans sich willig bot. Die „rauhe Els“ der mittelalterlichen Spielmannspoesie und die „Melusine“ der französischen Sage sind verwandte, auf uralten mythologischen Vorstellungen beruhende halb göttliche, halb thierische Gestalten.

Doch auch dem Menschen war der Uebergang in Thiergestalt nicht versagt. Unheimlich berührt uns der Glaube an den Werwolf, in den der Mensch sich verwandeln kann, um blut- und raubgierig wie der „graue Waldgänger“ umherzustreifen; der slawische Vampyr-Glaube ist ursprünglich damit identisch, ebenso der weit verbreitete Glaube, daß der Abdruck von einem zum Ab (Mahr) verwandelten Menschen herrühre.

Meist erfolgt der Gestaltentausch, sei es freiwilliger oder unfreiwilliger, durch Zauberei. So wandelt sich Regins Bruder Fafnir zum goldhütenden Drachen. Die Hexen, seit alters die privilegirten Verfertigerinnen und Besitzerinnen von geheimnißvollen Mitteln, — man denke an Medea — können sich durch Bestreichen mit Salbe in beliebige Thiere verwandeln, wobei sie Kagen und Kröten den Vorzug geben, können sich verjüngen und zu nächtlichen Zusammenkünften durch die Lüfte reisen; andere Menschen verwandeln sie, wie die vom griechischen Dichter freilich gar nicht abschreckend hexenhaft geschilderte Circe mit den Gefährten des Odysseus thut, in Schweine und sonstige Vierfüßler; unsere deutschen Märchen kennen die Verwandlung von Menschen in Bären, Frösche, Schlangen und andere Thiere, und durch ganz Asien und Europa ist die Erzählung vom Felmenschen gewandert, am bekanntesten aus dem Roman des römischen Dichters Apulejus, deren letzter Ausläufer als Sommernachtspuß noch Shakespeares Lustspiel belebt. Auch unbedachter, zorniger Fluch kann in Thiergestalt verwünschen, wie das Märchen von den sieben Raben erzählt, aber treue Liebe löst auch diesen Bann. — Die heutige Wissenschaft erklärt allen diesen Aberglauben an Gestaltentausch aus der Vorstellung von der freien Beweglichkeit der Seele nicht nur nach dem Tode, sondern auch schon bei Lebzeiten des Menschen.

Den schlafenden Leib — so glaubte man früher — verläßt die Seele in der Gestalt eines Mäuschens, und der Mensch muß sterben, wenn es seinen Weg nicht wieder zurückfinden kann. Bis auf den heutigen Tag aber hat sich der Glaube erhalten, daß die Seele nach dem Tode in Thiergestalt fortlebe. Kinderseelen wandeln sich in leichtbeschwingte Vögel, Mädchen in Schwäne, Männer in Wölfe oder Füchse, alte Geizhälse in Hunde, alte Frauen in Eulen u. s. w. Feinsinniger hat der griechische Glaube ganz allgemein den Schmetterling zum Sinnbild der Seele erhoben.

Im Zusammenhang mit der Fähigkeit der Götter, ihre strahlenden Gestalten in unscheinbare Thierleiber zu bergen, steht das Verhältniß gewisser Lieblingsthier zu bestimmten göttlichen Wesen; vielleicht hat erst die dichterische, vermenschlichende Phantasie manche plastische Göttergestalt aus ihrer ursprünglichen thierischen Verhüllung gelöst und die abgeworfene Thierhaut zum lebenden Begleiter der Gottheit erhoben. Aus gewissen Beiworten der Götter wie „fuhäugig“ für Hera, „eulenäugig“ für Athene hat man wenigstens versucht, Zusammenhang zwischen Gottheit und Thier zu erschließen. Wie dem auch sei, im heutigen Aberglauben zeigen sich noch genug Spuren von der Verehrung, die einst neben den Göttern auch ihren Lieblingen geweiht wurde. Die Götter selbst zu verdrängen ist dem Christenthum nicht schwer geworden, aber ihre Attribute leben mit unausrottbarer Zähigkeit bis in unsre Tage fort. Das Wolkenroß Wotans spielt noch heute seine Rolle im „wüthenden Heere“; meist aber hat es sich zum gespenstischen Teufelsthier erniedrigen lassen müssen und guckt verstoßen noch aus dem Pferdefuß des Mephistopheles hervor. Bock und Kaze des Herenaberglaubens sind ursprünglich die geehrten Lieblingsthier lichter Gottheiten gewesen. Gerade die den Göttern heiligen Thiere sind es denn auch, deren Begegnung nach noch heute festgewurzelter Meinung Heil oder Unglück bringt. Wie dem Griechen und Römer der Flug der Vögel von schicksalschwerer Bedeutung war, so hatte für den Germanen „Angang“ d. h. die erste Begegnung verschiedener Thiere zukunftsbestimmende Geltung. Vor allem war der Angang des Wolfes und des Raben erwünscht. Beide waren die Lieblinge Wotans; die Wölfe „Geri“ und „Freki“ lagen zu seinen Füßen und theilten sein Mahl; die klugen Raben „Munin“ und „Hugin“, die Personifikationen seiner Allwissenheit, saßen auf

seinen Schultern; Wolf und Rabe folgten aber auch dem „Sieg-vater“ in die männermordende Schlacht, die ihnen reichen Schmans versprach. Drum galt denn auch noch lange das Geheul des Wolfes für siegverkündend (vgl. Götz v. Berl., Weim. Ausg. 8, 23); und die Raben haben ihre übernatürliche Weisheit auf ihre Nachkommen vererbt, die noch jetzt als weissagende oder „Unglücksrab“ mit frommer Scheu betrachtet werden. Der Angang eines Pferdes hat über das Leben eines der ersten Missionäre und damit über die Annahme des Christenthums in Livland entschieden. Noch heutzutage wird der echte Waidmann über den „Angang“ eines Hasen erbozt; dagegen versichern uns begegnende Lämmer und Schweine eines freundlichen Empfanges, woher denn der Studentenausdruck „Schwein“ oder „Sau“ für Glück seinen Ursprung haben mag. Andere Thiere treten als Warner auf, der Glaube an den todverkündenden Ruf des Ränzchens und der Unke oder an das Picken der „Totenuhr“ scheint unausrottbar und wird vermuthlich als wohlervorbenes Erbe uns und unsre Nachkommen ins 20. Jahrhundert begleiten. Auch freundliche Stimmen kennt der heutige Aberglaube noch. Als unerträgliches Orakel bewährt sich im Frühling der Ruckuck, Storch, Schwalbe, Specht sind glückverheißende Vögel, und die Furcht, mit der Vertreibung des Heimchens, dessen Namen schon seine Unverletzlichkeit zu verbürgen scheint, auch das Glück vom heimischen Herde zu verjagen, sichert diesem harmlosen Hausgenossen seine warme Stätte. Als glückverkündende Boten erscheinen der indischen Königstochter Damajanti goldgefiederte Gänse, ebenso der auf Erlösung aus elender Knechtschaft harrenden Gudrun ein auf dem Wasser schwebender Vogel; hinter beiden Erscheinungen versteckt sich wohl ein höheres, in Federgewand gehülltes Wesen.

Es ist hier nicht möglich alle Thiere, die in dem aus alter Zeit ererbten Aberglauben eine Rolle spielen, einzeln vorzuführen; es könnten noch viele genannt werden, auch ganz von der Phantasie erfundene wie die Drachen, der Tazzelwurm, das Einhorn, der Vogel Greif, der Phönix; es soll hier nur auf den Zusammenhang hingewiesen werden, in dem dieser mannigfaltige Aberglaube mit dem alten Glauben an den Gestaltentausch und an gewisse Lieblings-thiere der Gottheiten steht.

Noch muß ich einer Beziehung zwischen Mensch und Thier

Erwähnung thun, die uns ins graueste Alterthum zurückführt; ich meine das Opfer. Neben dem Dankopfer, der Darbringung der Erstlinge, sei es des Feldes oder der Herde, kennt das Heidenthum, aber auch, in einer für uns heilsgeschichtlich so eminent wichtigen Bedeutung, der alttestamentliche Monotheismus das Sühnopfer. An Stelle der ursprünglich zu opfernden schuldigen menschlichen Seele trat aber später in stellvertretender Milde rung das unschuldige Thier, wie im Opfer Abrahams, oder die Hinde an Stelle Iphigeniens, der Sündenbock für das ganze Volk; noch das Mittelalter kennt das stellvertretende Opfer von Mensch und Thier, ersteres beispielsweise in der lieblichen Erzählung vom ausfägigen „Armen Heinrich“, letzteres in den häufigen Sagen von Thieren, die an Stelle von unschuldigen Kindern oder Jungfrauen beim Bau von Brücken, Kirchen oder Burgen in die Grundmauern eingemauert wurden, um diesen die sonst vermiste Festigkeit zu geben.

Wie tief überhaupt die Anschauung des Alterthums von der Persönlichkeit des Thieres wurzelte, bezeugt am einleuchtendsten die That sache, daß es noch im Mittelalter Thierprozesse gab, in welchen Thiere wegen Sachbeschädigung oder Körperverletzung verklagt, vertheidigt, verurtheilt und hingerichtet wurden. Bei einigen südslavischen Völkern kommen derartige Rechtshändel noch bis in die jüngste Zeit vor. Diese in rechts- und kulturhistorischer Hinsicht höchst interessanten Ueberbleibsel einer uralten eigenthümlichen Rechtsanschauung beweisen, daß man der Thierseele eine Art Verantwortung zuschrieb und sie demnach behandelte. Unter Umständen konnten Thiere auch als stumme Zeugen dienen, und die alten Volksrechte kennen für die Tödtung eines Thieres eine dem Werth nachgeahmte und dem Werthe des Objectes angepasste Bußzahlung, die häufig in alterthümlicher Weise in Aufschüttung von Korn oder Gold um den Leib des getödteten Thieres bestand, wofür die in der Völsungasage erzählte Otterbuße ein bekanntes Beispiel ist.

So erscheint uns die Thierwelt aufs Engste mit dem Leben unseres Volkes verwachsen in Glauben, Brauch und Sitte; fast unheimlich will uns aber dieses vielfach von der Nachtseite der menschlichen Phantasie beherrschte Gebiet berühren, und ich wende mich daher um so lieber einem Felde zu, auf dem das Leben und Treiben der

Thiere uns anheimelnder als in diesen Resten heidnischen Aberglaubens anmuthet, ich meine das Reich der Sage und des Märchens.

In wunderbarer Weise verslicht die Sage häufig das Leben ihrer Lieblingshelden mit Thieren, indem ihrem rechtzeitigen Eingriffe der Held das Leben verdankt, das er selbst zuvor dem bedrängten Thiere gerettet hat. Viele Sagen kennen die Erhaltung und Ernährung ausgesetzter Kinder von hoher Abkunft durch Wölfe; die Wölfsinge der deutschen Heldensage sind ein mythisches Geschlecht, dessen Ursprung sicherlich auf einen „wölfischen“ Stammvater zurückzuführen sein wird. Die Welfen verdanken ihren Namen (Welp) einer auch sonst oft wiederkehrenden Sage. Heinrich des Löwen sagenhafter Begleiter ist durch ein ehernes Standbild auf dem Domplaze des altehrwürdigen Braunschweigs der Nachwelt überliefert; Iwein, der Ritter mit dem Löwen, ist aus der Litteraturgeschichte bekannt. Die Kraniche des Ibykus werden zu Rächern des im Verborgenen verübten Mordes, wie in der verwandten Legende die Raben des heiligen Meinrad. Mäuse vollziehen das göttliche Strafgericht am grausamen Erzbischof Hatto, und Ratten, und wohl noch mehr ihr moderner poetischer Rattenfänger, haben die Weserstadt Hameln berühmt gemacht.

In vielen Sagen wird uns von führenden, weisenden Thieren erzählt, so z. B. von der Hinde, die dem fliehenden Karl dem Großen die rettende Furt durch den Main wies, wo er dann Frankfurt gründete, oder von dem verwundeten Eber, der zur Entdeckung der Quellen des Wildbades im Schwarzwalde führte. Immer aber ist es etwas Geheimnißvolles, Uebermenschliches, Göttliches, das den Thieren innewohnt und sie zum Eingriff in das dunkle Geschick des blinden Erdensohnes befähigt und berechtigt, so daß auch hier die Thiere uns als Vertreter einer höheren Macht erscheinen.

Auch im Märchen mag der Forscher überall ursprünglichen mythischen Untergrund wittern, und in den auftretenden Thieren Verkörperungen göttlicher Wesen vermuthen. Aber für den kindlichen Sinn sind es nur Thiere, jedoch Thiere, die mit den Menschen vollständig als gleichberechtigt verkehren. Und wie ungezwungen, wie natürlich ist dieses Verhältniß! Wie könnten wir uns wohl unsre Kinderstubenpoesie — für viele leider die einzige

Poesie des Lebens! — ohne diese Zugabe aus der belebten Natur denken! Sie zaubert uns ja in die goldne Zeit zurück, wo „die Thiere noch sprechen konnten“ und der Mensch ihre Sprache verstand. Diesem Zauber kommt nichts gleich an Naivität und Glaublichkeit. Den Duft des Waldes glauben wir zu athmen, das Rauschen seiner Quellen zu hören, wenn wir sie in unsern Kindern wieder lebendig werden sehen, die alten schönen Geschichten von den sieben Raben, von Brüderchen und Schwesterchen, von Schneewittchen und Rosenroth. Was sind alle Ausgeburten erhitzter Einbildungskraft der romantischen Richtung gegen die einfachen Thiergestalten unserer Volksmärchen! Der Wolf im Rothkäppchen, die Bremer Stadtmusikanten, der Wolf und die Geislein, der Bär und der Zaunkönig — es sind unverwüstlich klassische Erzeugnisse der gesunden Phantasie des mit der Natur lebenden, sie verstehenden, sie liebenden Volkes.

Bleiben die Thiere im Märchen trotz ihrer Sprachfähigkeit ihrem thierischen Naturell getreu, so erhebt die Fabel als Kunstpoesie sie in eine höhere Sphäre, sie macht sie zu Abbildern des Menschen, meist mit satirischlehrhaftem Zwecke. Durch die äsopische Fabel sind uns eine Menge von Thiercharakteren geläufig geworden, die für gewisse menschliche Eigenschaften, Schwächen und Laster als typische Beispiele gelten und in unsern Sprichwörtern und Redensarten uns zu jeder Zeit und bei jeder Gelegenheit als bequemstes Mittel zur Veranschaulichung eines lehrhaften Gedankens zu Gebote stehen. Der „Fuchs mit den sauren Trauben“, die „Krähe, die sich mit fremden Federn schmückt“, der „Esel in der Löwenhaut“ sind nur ein paar rasch aufgegriffene Beispiele. Den fruchtbarsten Boden für ihre Akklimatisirung und Weiterbildung fand die Thierfabel im Mittelalter in den Ländern romanisch-germanischer Zunge. Verschmolzen mit den Thiermärchen heimischer Herkunft wuchs sich die aus dem Orient — aller Wahrscheinlichkeit aus Indien — gekommene Fabel vom Fuchs und Löwen zum umfangreichen Thierepos aus, zum „Reinhard Fuchs“ oder, wie uns der Titel in halbniederdeutscher Form geläufiger ist, zum „Reineke Fuchs.“ So urdeutsch kommt uns das Gedicht vor, daß wir, wie Jakob Grimm sagt, noch den Erdgeruch seiner Waldheimath zu spüren meinen. Und wahrlich! volksthümlicher ist keine von den vielen aus der Fremde gekommenen Elementen unserer

Poesie geworden. Es sind Thiere unseres Waldes, unseres Feldes, sie haben unsere menschlichen Fehler und sind darum unserer milder verzeihenden Beurtheilung gewiß. Wie sehr der Stoff sich dem deutschen Empfinden anpaßte, und wie menschlich sich die Volkspheantasie die handelnde Thiere ausmalte, beweisen allein schon die Namen, die den Haupthelden gegeben sind: es sind ursprünglich männliche Rufnamen: Hsegrim, Grimbart, Henning, Brun, Balduin, Giremôt, Hünze und vor allen der listige Schelm selbst Reinhard (Reineke), dessen Name als renard im französischen zum Gattungsnamen geworden ist.

Auch sonst bezeugt es ja die Sprache, wie natürlich es dem Menschen ist, seine Verhältnisse auf die Thiere zu übertragen: er sagt „Männchen“ und „Weibchen“ oder „Väterchen“ und „Mütterchen“, um die Geschlechtsverschiedenheit beim Thiere zu bezeichnen, Mutter Schwein oder Mutterlamm sind gebräuchliche Ausdrücke, den Bienen giebt man eine Königin, wie auch Löwe und Adler königliche Ehre genießen, die der letztere freilich mit dem Zaunkönig theilen muß; eine bekannte Schmetterlingsart heißt „Nonne“, die Libellen nennt das Volk „Wasserjungfern“ — kurz der Mensch sieht im Thierreich nur eine Wiederholung seines eignen Lebens. Wenn so die schaffende Phantasie der Thierwelt menschliches Leben einhauchte und sie dadurch dem Menschen so herzlich vertraut machte, so ist es kein Wunder, daß der Mensch sich auch im eignen Leben mit symbolischen Thierbildern umgab. Dem Schnabel und Bug seines Schiffes gab der Wikinger gern die Bildung eines Schwanenhalses, was dem „Wellenschwan“, wie er seinen „Wogengänger“ gern nannte, ganz angemessen war, wie denn auch noch unsre Zeit Schiffen mit Vorliebe Namen von windschnellen Vögeln „Adler, Falke, Möwe“ giebt. Der zäh am Alten haftende Niedersachse schmückt noch heute den Dachfirst seines Wohnhauses mit den Pferdeköpfen, worin wir vielleicht eine unbewußte Nachbildung der nach dem Opfer an die Bäume genagelten Thierköpfe der heidnischen Vorzeit, oder eine Erinnerung an das Lieblingsthier Wodans zu sehen haben. In gleichfalls unbewußter Abhängigkeit von uralten Bräuchen backt man noch jetzt — besonders zu heiligen Festzeiten — bestimmte, ursprünglich den alten Göttern geweihte Thierfiguren aus Brodteig; man ißt an gewissen Wochentagen das Fleisch des dem Freyr geheiligten Schwetns, und noch heute wie

vor 1000 Jahren trägt man im Norden zur Zeit der Winter-sonnenwende den festlichen Zuleberskopf mit der Zitrone im Maul auf den Festtagstisch.

Auch die Kirche kennt einen großen Kreis von Thiersymbolen und verschmäh't sie nicht, wo sie als Schmuck ihrer Tempel verwendet werden konnten. Der Hahn auf dem Thurm, Hund und Affe als Wasserspeier, vor allen andern aber die Taube, das Lamm, der Fisch, der Hirsch, der Adler, Stier und Löwe; als tieffinnige Symbole des heiligen Geistes und des Heilandes oder als Attribute der Apostel zieren sie das Aeußere und Innere, die Wände und Geräthe unserer Gotteshäuser.

Oder die Thiere erscheinen als Vertreter einzelner ihnen zugeschriebener sittlicher Eigenschaften, wie z. B. der Löwe als Sinnbild der Stärke oder der Pelikan als das der Selbstaufopferung; im Schmetterling wird uns die unsterbliche Seele, in der sich in den Schwanz beißenden Schlange die Idee der Ewigkeit versinnlicht. Andere sind aus ursprünglichen Attributen höherer Mächte zu glückverheißenden Bildern geworden, wie der Adler des Jupiter zum Feldzeichen der siegreichen Legionen oder in moderner Nachahmung der französischen Heere. Die Urahne des römischen Volkes, die mütterliche Amme des Romulus und Remus, die Wölfin galt später gewissermaßen als Schutzpatronin und Abzeichen Roms.

Hier reiht sich nun ganz natürlich die Verwendung der Thiergestalten als Wappen an. Ursprünglich bildeten wohl Flügel oder Haupt der erlegten Beute nur den prahlerischen Schmuck des Helms und Schildes, wie noch jetzt der glückliche Jäger den Hut mit Gamsbart oder Spielhahnsfeder ziert. Dann wurde der Schmuck charakteristisches Abzeichen des einzelnen Helden und durch Erbschaft — seines ganzen Geschlechtes; auch der Name der adligen Familien z. B. Bär und Wolf, hängt ja häufig genug mit dem Wappen zusammen, wobei wohl selten genau festzustellen sein wird, ob Name oder Wappen älter ist.

Begreiflicherweise sind es in erster Linie die „edlen“ Thiere, die den Vorzug erhalten haben, den Schild adliger Geschlechter zu zieren: Adler, Löwe, Bär, Wolf, denen sich der sagenhafte Greif anreih't; Fuchs und Hahn finden sich wohl auch noch; den Esel oder Hasen dürfte man in sämtlichen Wappenbüchern vergeblich suchen. Die zoologische Unmöglichkeit des doppeltköpfigen Adlers oder des

zwiegeschwänzten Löwen im russischen und österreichischen und hessischen Wappen ist symbolischer Ausdruck der gesteigerten Kraft.

Eine gleiche Verwendung wie in der Heraldik haben die Thiere dann als Hausmarken gefunden, wo sie, ursprünglich wohl als ausgestopfte, später als gemalte Aushängeschilder, bei der früher sehr mangelhaften Straßen- und Hausbezeichnung den Zweck der Kenntlichmachung vortrefflich erfüllten. Ihr Name blieb dann durch Jahrhunderte dem Hause und häufig genug auch den Bewohnern. Heutzutage findet man diese sinnenfällige Hausbezeichnung nur noch bei Wirthshäusern und allenfalls bei Apotheken, vielfach sind auch fabelhafte Thiere zur Namengebung verwendet, und schon manchem hungernden und dürstenden Wandersmann winkte ein dräuender „rother Adler“ oder „goldner Löwe“ oder „weißer Schwan“ selbst ein „feuriger Tazzelwurm“ verlockender als ein stolzes „Hotel d'Angleterre“.

So sehen wir den Menschen auch im wirklichen Leben überall von selbstgeschaffenen Thiergestalten umgeben, und die Kunst benützt die durch Glauben und Sitte gegebenen Anregungen, um schöpferisch weiterbildend unsere ganze Umgebung, Hausrath und Kleidung, Gegenstände des praktischen Gebrauchs oder des müßigen Spiels, mit Thierbildern zu verzieren: der Ausguß der Weinkanne wird zum Vogelschnabel, der Lichtschirm zum Schmetterling, der Federhalter wieder zum gefiederten Kiel, das Bett steht auf Greifenklauen, die Uhrkette formt sich zur schuppigen Schlange; kurz wir suchen die Thierwelt, die sich vor der Kultur schon in die ihr gebliebenen Schlupfwinkel zurückgezogen hat, künstlich wieder in unsre Nähe zu bannen.

Haben uns die vorgeführten Beispiele aus der Mythologie, dem Aberglauben, dem Rechtsleben und sonstigen Brauche, besonders aber das Thiermärchen, das Thierepos und die Fabel gezeigt, wie der Mensch in dem Bestreben, die vernunftlose Kreatur sich näher zu bringen, in mannigfaltigster Weise sich mit Thierbildern umgeben und ihnen seinen Odem eingehaucht hat, so wird uns ein Blick in die Sprache lehren, wie die Rückwirkung dieser Vermenschlichung der Thierwelt den Menschen dazu geführt hat, seine im Gebrauche immer unsinnlicher gewordene Sprache durch Hereinziehung von Vergleichen aus der Thierwelt bildlich zu beleben und dadurch poetisch zu heben.

Die Thiere, denen der Mensch in Märcen und Fabel höheres Bewußtsein, ja menschliche Sprache verlieh, erweisen sich gleichsam dankbar, indem sie die an sinnlichem Leben immer mehr verarmende, allmählich verblassende Rede des Menschen vor Entseelung bewahren. Wenn uns der Ursprung der Sprache auch noch ein Räthsel ist, so ist die Geistleiblichkeit derselben doch auf der Hand liegend. Wie der Mensch, aus Seele und Leib bestehend, doch eine Einheit bildet, so ist auch die Sprache ein unzerlegbares einheitliches Erzeugniß aus Aeußerem und Innerem, aus Materie und Geist, aus Stoff und Form. Denn von den Aeußendingen empfangen wir die Anschauung, die dann zum inneren geistigen Begriff wird; dieses geistige innere Bild aber der außer uns stehenden Welt wird durch den körperlichen Sprachlaut, der als solcher wieder materiell ist, zum sprachlichen Begriff, zum Worte, das also beide Sphären, die leibliche und geistige, in sich vereinigt.

Wie aber der Vorgang der Sprachbildung sich ursprünglich vollzog, warum ein bestimmter Laut oder eine Lautgruppe einer bestimmten Vorstellung entsprach, ist und wird wohl immer für uns ein Räthsel bleiben. Alle Erklärungsversuche, auf die hier einzugehen kein Raum ist, sind nur Hypothesen, mag man nun die ursprünglichen Sprachlaute als bloße Reflexlaute, d. h. bei Erregung einer besonders kräftigen Vorstellung unwillkürlich sich lösende, später immer in derselben Weise wiederholte Naturlaute auffassen, oder als konventionelle, von der ersten menschlichen Gemeinschaft verabredete Zeichen, oder als Nachahmung der in der Natur zu Gehör kommenden Laute. Für eine Reihe von Wörtern, den sog. onomatopoetischen oder schallnachahmenden, steht die letzte Erklärung allerdings wohl über jeden Zweifel erhaben da: „läusen, flirren, klingen, klang, surren, murmeln“ lassen durch den bloßen Klang den Hörer schon den Begriff des Wortes ahnen. Hier zeigt sich also die Sprache, da sie durch Nachahmung malt, als Künstlerin, sie ist poetisch.

In der großen Mehrzahl von Fällen ist aber das Wort keine Schallnachahmung mehr, sondern nur ein unerklärbares Lautbild, ein auf wunderbare, uns räthselhafte Weise entstandenes Symbol. Wo uns aber für ein Wort der nachweisbare Zusammen-

hang mit einer Wurzel von sinnlich noch deutlich fühlbarer Bedeutung mangelt, wird es immer mehr zum abstrakten Schatten des ursprünglichen von der Phantasie mit greifbarem Inhalte geschaffenen Lautbildes. So sind uns z. B. jetzt die Zahlwörter nur rein arithmetische Werthe, während sie ursprünglich zweifellos alle sinnlich inhaltsreiche Wörter gewesen sind, wie noch jetzt bei manchen wilden Völkern; so mag fünf die einzelne Hand, zehn beide Hände bedeutet haben. „Jahr“ bedeutet uns ganz abstrakt nur eine Einheit von 365 Tagen; dagegen bei den Wörtern „Lenz“ oder „Winter“, die wir in gehobener Rede für „Jahr“ verwenden, denken wir sofort an die eine Jahreszeit von bestimmtem Charakter und bekommen ein die Phantasie anregendes Bild. Daher ist die Ausdrucksweise „ein Jugendtraum von wenig Lenzen“ oder „ich wallete sechzig Winter und Sommer“ ungleich poetischer als wenn wir dafür „Jahre“ setzten. Noch poetischer drücken sich aber die Abiponen in Amerika aus, wenn sie die Frage „Wie alt bist Du?“ in das Bild kleiden: Wie oft hat Dir der Johannisbrotbaum geblüht?

Dieser in der Sprache von Naturvölkern sich unbewußt vollziehende Prozeß einer Urschöpfung von bildlichen Ausdrücken, wiederholt sich in bewußter künstlicher Weise in unsern modernen Kultursprachen, und es ist klar, daß durch das Hereinziehen solcher Bilder unsere alt und abstrakt gewordene Sprache an Frische und Sinnlichkeit, also an Poesie, wieder gewinnt, was sie durch das Streben nach möglichst großer logischer Schärfe des Ausdrucks an poetischer Schönheit verloren hat.

Ein paar Beispiele mögen das wieder veranschaulichen. Wenn wir von einem erlebten Vorgange einen möglichst deutlichen Bericht geben wollen, so flechten wir wohl schallnachahmende Wörter in die Erzählung ein, etwa: da fiel auf einmal der Junge holsterdipolter die Treppe hinunter, oder: ich stieß an das Fenster und klirr! ging die Scheibe entzwei. Goethe läßt im Egmont den Soldaten Buntz von der Schlacht bei Gravelingen erzählen: Auf einmal kam's wie vom Himmel herunter, von der Mündung des Flusses, bau! bau! immer mit Kanonen in die Franzosen drein. Da gings rick! rack! herüber, hinüber, alles todt geschlagen, alles ins Wasser gesprengt. Das ist rohe Schallnachahmung durch Interjektionen, vortrefflich zur Charakterisirung der Volkssprache. Feiner

gestaltet sie sich, wenn die Dichter durch geschickt gewählte schallnachahmende begriffliche Wörter, also durch Substantive, Adjektive und Verba den gewünschten Eindruck auf ihre Hörer machen, wie etwa in der bekannten Zeile von Schillers Taucher: und hohler und hohler hört mans heulen. Als ein besonders schönes Beispiel ist mir immer folgende Stelle in Goethes Beschreibung des Vesuves erschienen, wo er den auf dem Gipfel in nächster Nähe beobachteten Auswurf mit folgenden Worten schildert: Die nach der Seite zu getriebnen Brocken, auf der Außenseite des Kegels niederfallend, machten ein wunderbares Geräusch: erst plumpten die schwereren und hüpfen mit dumpfem Getön an der Kegelseite hinab, die geringeren klapperten hinterdrein, und zuletzt rieselte die Asche nieder. Ein zweites Beispiel bietet uns Mosegger, wo er uns den am Ufer eines Alpenbaches bis zu einem Wasserfall hinaufführenden Weg beschreibt: Es rieselte, flüsterte, rauschte, brauste, toste, stürzte donnernd über die Felsen nieder. Diese Beispiele sind auch deshalb interessant, weil der Dichter hier kaum mit bewußter Absicht, sondern in unmittelbar poetischer d. h. nachschaffender Empfindung die Worte gewählt hat. — Zum wirklichen Bilde greift die Sprache natürlich nur bewußter Weise; wir sagen „schlank wie eine Tanne“, „baumstark“, „Wurzel fassen“, wir kennen einen „Stammbaum“, mit Ästen und Verzweigungen, die Augen werden uns zu Sternen, wir schwimmen mit dem Strome, — kurz wir entnehmen jedem uns zugänglichen Gebiete der Natur Wendungen, um dadurch unsre Rede zu veranschaulichen, konkreter zu machen, zu beleben.

Den größten Dienst leistet uns dabei aber die Thierwelt. Wenn ich nun im Folgenden Beispiele gebe für die Bereicherung an bildlichen Ausdrücken, die die Sprache aus diesem Theile der Natur gewonnen hat, so beschränke ich mich dabei auf Beispiele aus der Muttersprache, obwohl dieser Vorgang der bildlichen Belebung durch Gegenstände aus der Thierwelt begreiflicherweise allen Sprachen gemeinsam ist, und es kaum eines besonderen Hinweises bedarf, wie interessant und kulturgeschichtlich wichtig eine Zusammenstellung und Vergleichung solcher Ausdrücke aus verschiedenen oder allen Sprachen sein müßte. Viele Bilder sind auch mehreren, besonders den Kultursprachen gemeinsam, sie sind eben wie die Fabeln oder wie die Volksmärchen und Volkslieder gewandert, und ihr Ursprung liegt vielleicht tausende von Jahren zurück und tausende von Meilen

entfernt von dem heutigen Gebrauche. Das können wir am besten sehen an den vielen der Bibelsprache entlehnten Bildern, die vollständig in Fleisch und Blut unsrer Sprache übergegangen sind. „Die listige Schlange“, das „fremde Kalb“, mit dem man pflügt, „der dreschende Ochse“, die „stummen Hunde“, die „magern und fetten Kühe“ sind uns von der Kinderstube oder Schulbank geläufige Wendungen; mehr noch gilt dies von den neutestamentlichen Bildern aus der Thierwelt; der „Henne, die ihre Küchlein versammelt“, dem „brüllenden Löwen“, dem „Spagen auf dem Dache“, den „Wölfen im Schafspelz“, den „Adlern, die sich ums Mas sammeln“, den „klugen Schlangen“ und den „Tauben ohne Falsch“. Die Hereinziehung des Thierbildes dient, wie die gegebenen Beispiele erweisen, allemal zur Belebung des Ausdrucks, und je passender und treffender der Vergleich, — denn um einen solchen handelt es sich zunächst immer — desto poetischer und wirksamer wird die Wendung.

Fragen wir nun: welche Thiere bevorzugt denn der Mensch bei dieser Verwendung?, so haben begreiflicher Weise die ihm näher stehenden Hausthiere ein größeres Anrecht auf Berücksichtigung gefunden, und diese allein böten genügenden Stoff zu einer reichen Blüthenlese von Beispielen. Damit thäte ich aber den übrigen Thieren Unrecht, unter denen vom größten bis zum kleinsten, vom Elephanten bis zum unsichtbaren Bazillus keine Art, sofern sie nur einen Vergleichungspunkt bietet, von dieser Benutzung durch den Menschen ausgeschlossen ist. Eine Anordnung meines Stoffes nach den Klassen und Ordnungen des Thierreichs würde eine eigenthümlich illustrierte und mehr noch illustrirende Fauna ergeben, aber ich ziehe eine andere Disposition vor, indem ich meine Auswahl von Beispielen nach den menschlichen Verhältnissen ordne, zu deren Hervorhebung und Charakterisirung sie ja gebildet sind. Ich stelle demnach zunächst einige solcher Vergleiche zusammen, die sich nur auf das Aeußere des Menschen beziehen. Einen Hösfling nennen wir glatt wie einen Aal oder wie eine Schlange; ein muntre Knabe erscheint uns ausgelassen wie ein Füllen; man kann mager oder dünn wie eine Ziege oder ein Häring sein, steif wie ein Bock; einen unschönen Gang vergleichen wir mit dem Watscheln der Ente; der Hilslose zappelt wie ein Fisch auf dem Trocknen. Häufiger und interessanter sind aber die Ausdrücke, die innere

Eigenschaften des Menschen durch Vergleich mit thierischen Eigenthümlichkeiten in helles Licht stellen. Man kann fleißig wie eine Biene oder Ameise, aber dabei eitel wie ein Pfau sein und läuft dann Gefahr, bekannt zu werden wie ein bunter Hund. Der eine ist neugierig wie eine Nachtigall und geschwätzig wie eine Dohle oder Elster, der andere dagegen stumm wie ein Fisch; wenn der eine frech ist wie ein Spatz oder bissig wie ein Kettenhund, die andre empfindlich wie eine Wanze, so werden sie zusammenleben wie Hund und Kage. Wieder ein anderer ist geschmeidig wie ein Ohrwurm, und geht um die Sachen herum wie die Kage um den heißen Brei. Wer arm wie eine Kirchenmaus ist, kann vielleicht geduldig sein wie ein Lamm, aber schwerlich fröhlich wie 'ne Lerche. Die Lustigkeit hat ihr Vorbild im Maikäfer, im Eichhörnchen oder im Fisch im Wasser und im Vogel im Hanffamen. Im Jahre 1840 schrien die Franzosen sich heiser wie gierige Raben nach dem Rhein; sonst ist der Rabe oder die Elster als Dieb verschrieen. Wenn man hungrig wie ein Wolf ist, so wird man leicht wie eine Fliege über das Essen herfallen; aber nachdem man gefräßig wie ein Hai seinen Appetit gestillt hat, wird einem wohl sein wie fünfhundert Säuen.

(Schluß folgt).



Die Thierwelt in Glauben, Sitte und Sprache.

Von W. Schläter.

(Schluß).

Noch anschaulicher wird unsre Redeweise, wenn wir das „wie“ des Vergleichs weglassen und einfach statt des Menschen den Namen des Thieres setzen, mit dem er eine unverkennbare Ähnlichkeit hat. Auch hier sind es entschieden mehr innere, seelische Anlagen, als äußere Merkmale, die uns den Vergleich nahelegen: den menschenförmigen Sonderling nennen wir einen sonderbaren Kauz, unser jüngstes, verwöhntes Kind das „Nestkäken“, die nichtsthuenden oberen Zehntausend verachtet der Sozialdemokrat als „Drohnen“ der Gesellschaft, der Streitsüchtige ist als „Hahn“ überall bekannt; ein hilfloses verlassenes Kind erregt unser Mitleid als armes (!) „Wurm“ oder „Würmchen“; eine wilde „Hummel“ oder ein muntres „Wiesel“ ist uns lieber als ein alberner „Zieraffe“ oder ein geschwägiger „Papagei“; aus dem reizendsten „Bachfisch“ kann mit der Zeit eine garstige „Nachtteule“ werden. Ein rechter „Seebär“ oder „Seehund“ kann keine „Landratte“ leiden. Aus dem „Frosch“ des süddeutschen Gymnasiums entwickelt sich in einer selbst dem eingefleischtesten Darwinisten überraschenden Weise der „Mulus“, und dieser entpuppt sich zu Beginn des Semesters als leichtlebiger „Fuchs“. Dann wird er vielleicht ein Haupthahn seiner Verbindung, führt das Leben eines Schläuraffen, ist ein Spaß-, Spott- und Nachtvogel zu gleicher Zeit, vielleicht gar ein Galgenvogel, jedenfalls ein loser Vogel oder lockerer Zeisig, oder sollte er als nicht zu einer Verbindung gehörig ein Fink oder ein Kameel bleiben, so ist er doch meist ein „Windhund“, der vor „Trittvögeln“ einen unüberwindlichen Abscheu hat; unleidlich wird er nur als Pomadenhengst; als Tanzbär eingeladen, ist er der „lion“ der

Gesellschaft, der im Nu zum flatterhaften „Schmetterling“ gewandelt den netten „Käfer“ umgaukelt, die Tochter eines behäbigen „Spießers“, der freilich zugleich ein schlimmer „Geizhammel“ sein soll. Es stört unseren Helden aber durchaus nicht, wenn das umworbene „Goldfischchen“ eine naturgeschichtlich wohl noch nicht beobachtete Ähnlichkeit mit einem „Gänschen“ oder gar einer „Schneegans“ haben sollte; denn ist er erst einmal „Hahn“ im Korbe, so hofft er bald sein „Heimchen“ an den eignen Heerd zu führen; vorläufig freilich geht er nur unter Begleitung eines jüngeren Bruders seiner Angebeteten spazieren, welcher „Elephant“ genannt wird, wenn er merkt und weiß, was die Glocke geschlagen hat, aber „Kameel“, wenn er nichts merkt.

Durch Zusammensetzung gewinnen diese neuen Mitglieder der Gattung „homo sapiens“ noch eine genauere Artbezeichnung, wir kennen „Nasch-, Schmeichel- und Kammerkätzchen“; neben dem schon gekennzeichneten „Windhund“ auch den „Bluthund“ und den „Rock- oder Polizeispizel“; außer den genannten Vögeln noch den „Pechvogel“, „Rock- und Sturmvogel“; der „Unglücksrabe“ ist leider nicht so selten wie der „weiße Rabe“; erst in neuerer Zeit bei uns aufgetaucht ist der „Paletotmarder“ dessen verwandte Abart der „Briefmarder“ noch gefährlicher werden kann. In alter germanischer Zeit hieß man den Friedlosen „varg“ d. i. Wolf oder auch „Wolfshaupt“, in der Gudrun wird die grausame Gerlind eine „Wölfin“ genannt, jetzt kennen wir „Lesewölfe“ und „Geldwölfe“; an die alttestamentlichen Opfer erinnern uns unsre „Sündenböcke“ und „Opferlämmer“; neben dem gewöhnlichen Fuchs haben wir noch den „Pennal- oder Schulfuchs“, der Böhnhase im Sinne eines unzüchtigen Handwerkers, muß sich auf dem Böhn (Boden) wie ein Hase vor den mißgünstigen Meistern ducken; dem anerkannten „Leithammel“ folgen selbst Urtheilsfähige unbewußt, und „Packesel“ und „Eintagsfliegen“ sind wir allesammt.

Gerade das letzte Beispiel führt mich auf einen Gebrauch der Thiernamen, für den ich nur mit einigem Bedenken und mit vorsichtiger Auswahl Belege anzuführen wage, ich meine die Verwendung der Namen unserer vierfüßigen oder auch zweifüßigen Miterdenbewohner zum Zwecke, unserm lieben Nächsten seine Verwandtschaft mit dem Reiche der Thiere deutlich unter die Nase zu reiben, kurz die Benutzung der Thiernamen als Schimpfwörter.

Um die Grenzen des Anstandes nicht zu überschreiten, kann ich nur eine kleine Blüthenlese aus dieser stark duftenden, auf der Abseite unseres Sprachgartens wachsenden Flora geben; aber bezeichnend, wie immer, ist auch hier die Auswahl der wider Willen zu diesem pädagogischen Mittel mißbrauchten Thiere. Welches große oder kleine Thier muß nicht herhalten, um dem Groll, dem Zorn, dem Unwillen des Herrn der Schöpfung seinen unschuldigen Namen zu leihen! Am liebsten bemerkt der sich seiner eignen Klugheit bewußte Mensch an seinem Nebenmenschen den Mangel dieser freilich sehr schätzenswerthen Eigenschaft, die ihn so hoch über das liebe Vieh zu stellen scheint.

In feiner Abstufung, mit Unterscheidung des männlichen vom weiblichen Geschlecht verwendet in der Aufregung des Zornes der Mensch eine Reihe von Thiernamen, deren Träger freilich keinen Anspruch auf besonderen Scharfsinn machen können. Aus der Familie der Dickhäuter wird das „Rhinozeros“ wohl nur von akademisch gebildet sein wollenden gebraucht; die behaglichen Wiederkäuer stellen das größte Contingent: mit „Schaf“ oder, den Nachdruck auf den Sitz der vermifsten Geistesgaben legend, „Schafskopf“, Schafsgesicht, bezeichnen wir die landläufige Dummheit, Schöps ist nur *variatio delectans*; Kameel und Trampelthier haben einen Beigeschmack von Schwerfälligkeit; in die Bezeichnungen „Ochs“ und „Kindvieh“ aber legen wir unser ganzes Mitleiden wegen der Bornirtheit des geistigen Horizontes unseres theuren Mitmenschen, dem man, wie einstmal's Frommel zu einem eingebildeten Gemeindegliede, sagen möchte: Du hast eine große Gabe von Gott empfangen — Du bist ein Kindvieh und weißt es nicht! Merkwürdig ist, daß, obwohl die Beschränktheit des weiblichen Kindes kaum geringer sein dürfte, als die des männlichen, und Redensarten wie die von der Ruh und dem Sonntage, der Ruh und dem neuen Thore offenbar nichts besonders Lobenswerthes sagen sollen, doch die „Ruh“ als Schelte für weiblichen Mangel an geistiger Begabung nicht im Brauche ist. Das „Kalb“ hat sich die Sprache für eine andere Eigenschaft vorbehalten; wir bezeichnen damit die jugendliche Unbeholfenheit und Tappischkeit. Nur in „Mondkalb“, das in der wissenschaftlichen Zoologie keinen Platz gefunden hat, scheint das Schimpfliche der Dummheit noch gesteigert. Noch häufiger als das Kind muß übrigens Meister „Langoehr“ oder

„Graurock“ herhalten. „Esel“ ist wohl das beliebteste Schimpfwort, und die Weiterbildungen „Eselei“, „Jugendeselei“ sind als klassische Ausdrücke in jedes Wörterbuch aufgenommen. Da in wärmeren Gegenden der Esel ein munterer Gesell ist, kann es nicht Wunder nehmen, wenn er dort aufhört, als abschreckendes Beispiel der Dummheit vorgeführt zu werden, vielmehr als Helfer und Freund des Menschen in besonderem Ansehn steht. So glaubten einst die Bewohner von Taschkent ihrem verdienten abziehenden Gouverneur keine größere Schmeichelei sagen zu können als wenn sie ihm beim Abschied versicherten: In Eurer Excellenz verlieren wir unsern besten Esel!

Zur Ergänzung des für den Bedarf an Scheltworten offenbar nicht genügenden von den Vierfüßlern gelieferten Registers mußte die Sprache in die Welt der Vögel hinübergreifen. Ist auch der Gänserich nicht frei vom Vorwurf der mangelhaften Schulbegabung, da er bekanntlich ebenso „dumm über den Rhein zurückkommt, wie er ihn als Gigack überflogen“ hat, so hat die Sprache doch in der weiblichen Gans einen besonderen Typus der Beschränktheit gefunden, dem sie in der allerliebsten Verkleinerung „Gänschen“ eine mildernde Form des Vorwurfs gegeben hat, die fast an ein Rosewort streift. So sucht die Sprache durch Galanterie ihren Verstoß gegen die erste Regel der Höflichkeit gut zu machen, was übrigens ja kaum nöthig war, da die Geschichte Roms längst die Vertheidigung der so unrecht beschuldigten Gänse übernommen hat. Zu ähnlicher Verwendung wie die Gans muß hierzulande das freilich nicht durch besondere Intelligenz hervorragende „Kalkun“ sich mißbrauchen lassen; der „Gimpel“ hat seinen schlechten Ruf durch seine sorglose Vertrauensseligkeit erhalten; auch ein harmloses Insekt gilt als Inbegriff der Dummheit, nämlich das Heupferd (Heuschrecke); wie es zu diesem Rufe gekommen ist, vermag ich aber nicht zu sagen.

Nächst der Dummheit ist die Unsauberkeit ein Anlaß geworden, ein Hausthier, dessen Treiben jedem vor Augen lag, als warnendes Spiegelbild, besonders der Jugend, vor die Seele zu führen. Und wahrlich! die Wahl konnte nicht besser getroffen werden. Mit Mieris ist man versucht auszurufen: kein Wunder, daß man dieses Thier Schwein genannt hat! In trauter Familiengemeinschaft nehmen Mutter „Sau“ und jung „Ferkel“ an der

ganzen „Schweinerei“ theil. „Wenn Sie nicht so groß wären, würde ich „Ferkel“ zu Ihnen sagen“, tabelte ein witziger Lehrer einen langen Primaner wegen eines hingefubelten Aufsatzes. Den Eber hat wahrscheinlich seine Beziehung zu dem Gotte Freyr vor dem Schicksal seiner weniger glücklichen Verwandten bewahrt. Neben dem Generalpächter alles Anspruchs auf Unsauberkeit erscheinen selbst Schweinigel, Schmutzfinf und Dreckspaz als harmlose Schmeicheleien. Der Hase ist von Kopf bis zu den Füßen, Herz und Schwanz natürlich einbegriffen, das Sinnbild der Feigheit, deren Panier er führt. „Alter Fuchs“ gilt dem allzu geriebenen Schlaumeier. Dem Affen gönnen wir sein Schicksal, als Ur- und Vorbild aller Karrikatur zu gelten. Der „Gelb- oder Grünchnabel“ bekommt oft eins auf sein vorwichtiges Mundwerk, von dem er den Namen hat. Brummbar und Brummkater muß sich manch unliebenswürdiger Ehemann schelten lassen, wogegen die „falsche Kage“ dem häufig mit List kämpfenden weiblichen Geschlechte besser entspricht. Schlange, Kröte, Molch, Lork sind giftig und verächtlich wie alle Reptilien; bei „Frosch“ tritt die breitmäulige Outmüthigkeit mehr in den Vordergrund. Bedauerlich erscheint, daß der Hund, unser treuestes Hausthier, wegen einiger weniger edeln Eigenschaften, besonders wegen seiner kriechenden Unterwürfigkeit bei schlechtem Gewissen, so zum Schimpfwort erniedrigt ist; in der italienischen Form „Kanaille“ ist er uns der Inbegriff aller Gemeinheit. Da Schimpfen nur im erhöhten Affekt üblich ist, so begreift es sich, daß die Erregung sich nicht an einem Worte genügen läßt, sondern in willkürlicher Zusammenfügung neue Bildungen schafft, deren zoologische Bestimmung Fachleuten überlassen bleiben muß. Dahin gehören das schon erwähnte Mondkalb, der Grasaffe, das aus Auerbachs Keller entlaufene Doppelschwein, und das offenbar der Schulbank der Quarta entsprossene Mopsquadrat.

Anderer Zusammenfügungen sollen zweifelsohne noch verstärkend wirken, obwohl sie als Theile von Thieren scheinbar weniger besagen als das Ganze z. B. Schafsnase, Saumagen, Schweinepelz, Mops Gesicht, Hundeseele, Hasenfuß, Affenschwanz; der Schweinehund und Lumpenhund sind Steigerungen des einfachen Hundes ins Verächtliche; wie Mutterkalb eine solche ins Bemitleidenswerthe. Im Kohlhasen ist der schnellfüßige Feigling durch Vermischung mit dem

Kohl, der uns als Bezeichnung von Unsinn gilt, zum Konfusionsarius gewandelt. Ein „Schweinepriester“ scheint der Schweinerei noch eine höhere Weihe zu verleihen. Als Gegenstück zu dieser stark anrühigen Gesellschaft, die ich aber doch als gewissenhafter Sprachzoologe nicht ganz übergehen durfte, erwähne ich die gleichfalls der Thierwelt entnommenen Kosewörter. Welches junge Eheweibchen hört sich nicht gern „mein Täubchen“ nennen, wozu es selber ja einen gern verwendeten Endreim bildet! An den Schmeichelworten „mein Schäfchen“ oder gar „Zuckerschäfchen“, „Lämmchen“, „Vögeln“, „mein Mäuschen“ oder auch „Miezchen“ nimmt keine Braut Anstoß. In einer bekannten Erzählung des beliebten dänischen Schriftstellers Scharling ist „Basilisk“ das Kosewort für die Frau. Kleine Kinder werden von der entzückten Mutter im Uebermaß der Zärtlichkeit unter Anwendung heftigster Liebkosungen mit wenig appetitlichen Schmeicheleien wie „lieb Thierchen“, „Goldschweinchen“, „Dreckspägle“, „Nacktschnecke“ beehrt. Kurz, auch hier hat das Thierreich seinen gewohnten Beitrag zur Bereicherung unseres Sprachgutes liefern müssen, ohne den wir uns arm vorkommen würden.

Weiterhin kann es keinem Zweifel unterliegen, daß viele unserer Rufnamen und damit auch eine große Anzahl unserer Familiennamen aus demselben Bestreben hervorgegangen sind, wie die vorhin erwähnten Schelt- und Kosennamen, nämlich durch Uebertragung des Namens eines hervorragenden Thieres auf einen in ähnlicher Weise hervorragenden Menschen diesen auszuzeichnen, meist in ehrender, doch nicht selten auch wohl in beschimpfender Weise. Bei reinen Beinamen ist dies ja noch am deutlichsten. So sollen die Beinamen Heinrich der Löwe, Albrecht der Bär, Richard Löwenherz, Gunnar Schlangenzunge, die Eigenschaften der betreffenden Thiere als ihren Namensträgern in besonderem Grade innewohnend hervorheben. Noch inniger aber erscheint die betreffende Eigenschaft dem Menschen aufgeprägt, wenn er nur mit dem Thiernamen genannt wird. Das kommt bei uns wohl eigentlich nicht mehr vor; denn Rufnamen wie Leo, Wolf, Aue (Adler) sind aus ursprünglich volleren Namen, etwa aus Leopold, Wolfgang oder Aribert verkürzt, wie denn die germanische und indogermanische Namenbildung überhaupt auf Zusammenstellung zweier ursprünglich selbständiger Wortstämme beruht. Bei unkultivierten Völkern finden

wir indessen noch einfach Uebertragung von Thiernamen auf Menschen, so bei den Indianern, wo Kriegsadler, Krähe, Prairiewolf, Pantherfralle, Falkenauge, Bärenklaue beliebte und unsrer Jugend bekannte Namen sind.

Das System der Namengebung unserer Kultursprachen war schon in der indogermanischen Ursprache ausgebildet, wie die Uebereinstimmung in der Bildung der Namen bei Indern, Iranern, Griechen, Kelten, Slawen und Germanen aufs deutlichste erweist. Der Vollname besteht aus zwei verbundenen Wortstämmen von meist sehr charakteristischer Bedeutung: er kann aber auch zu allen möglichen Koseformen verkürzt werden, z. B. griechisch Alexandros oder Alexippos, dazu die Koseformen Alexos, Alexeus, Alexis, Alexion, Alexo; deutsch Fridrich, Fridiger, Fridigern, Friderhelm, Fridurun und davon die Kurzformen Frido, Frida, Fridiso, Fricco, Fridilo, Frillo, Fridizo, Frizzo u. s. w., oder slawisch Wladimir, Wladislaw, Wladi, Wladilo, Wladillo, Wolodja u. s. w. Bei allen indogermanischen Völkern können nun auch Thiernamen als erster oder zweiter Bestandtheil der Vollnamen verwendet werden. Einzelne Thiere finden sich in allen, oder doch den meisten indogermanischen Sprachen als namenbildende Stämme, z. B. der Wolf im Indischen, Griechischen, Germanischen und Slawischen; das Pferd im Indischen, Iranischen, Griechischen und Keltischen. Andere aber sind auf einzelne Sprachen beschränkt. Die Auswahl ist natürlich zum Theil durch die klimatischen Verhältnisse bedingt, unter denen das Volk lebt. So kennt nur das Indische Rufnamen mit den Wörtern für Tiger und Schneumon. Während im Ganzen begreiflicher Weise die Verwendung tapferer oder doch wenigstens starker Thiere bevorzugt wird, schreckt das Griechische, das uns eine große Fülle von Namen bietet, nicht vor Zusammensetzung mit Kuh, Esel, Ziege, Schaf, Schwein und Gans zurück; der Iranier gebraucht unser Pferd, Stier, Rind, auch das Kameel. Sehen wir uns nun die germanischen Namen näher an, für die uns in den Urkundenbüchern und in den Historikern der ersten Jahrhunderte des Mittelalters eine schier unerschöpfliche Quelle fließt, so sind es folgende Thiere, die vorzugsweise zur Namenbildung gebraucht sind: Har, Bär, Eber, Habe, Wolf für Männernamen und Lint (Schlange), Schwan und Bärin für Frauennamen.

Daneben kommen ganz vereinzelt Namen mit Hirsch, Roß,

Wisent, zweifelhaft mit Hund vor. Beachtenswerth ist, welche Namen nicht gebräuchlich sind: das Kind, bei Indern und Griechen zur Namenbildung nicht verschmäht, und das Schaf erschienen dem kriegerischen Sinne des Germanen zu friedlich, und auch der Fuchs entsprach zu wenig dem Idealbilde des tapfern Helden. Der Name Leo, scheinbar dem lateinischen leo entlehnt, ist, wie schon vorhin gesagt, wohl nur Abkürzung für Leopold, welcher Name aber nichts mit dem fremden Löwen zu thun hat, wie, beiläufig bemerkt, auch Imma oder Emma nichts mit der fleißigen Imme.

Von den genannten sieben Lieblingsthieren behauptet der Wolf die erste Stelle: etwa 480 verschiedene Rufnamen sind mit diesem Thiernamen gebildet worden, ganz abgesehen von der Menge von Roseformen. Die Mehrzahl sind freilich solche, in denen Wolf in der abgeschliffenen Form *-olf* (*-ulf*) den zweiten Bestandtheil des Namens bildet und fast wie eine bedeutungslose Ableitungssilbe dem ersten Bestandtheil angehängt ist, wie in Adolf, Rudolf, Arnulf, Eginolf, Gangolf, Ludolf. Wie arm unsre moderne Namengebung geworden ist, sieht man am besten daraus, daß außer den ebengenannten nur noch folgende mit Wolf zusammen-gesetzte Namen gebräuchlich sind: Wolfgang, Wolfhard, Wolfram, Wolfrat. In dem ersten Verdeutschter der Bibel Wulfila, in dem tieffinnigen Dichter des Mittelalters Wolfram und in dem Dichtersfürsten Wolfgang Goethe leben drei dieser Namen unsterblich fort. Nächst dem Wolfe beansprucht der Bär die Ehre, die meisten Rufnamen zu bilden; man zählt deren etwa 200, von denen uns Bernhard, Berengar, Bernward noch allein übrig sind. Auch an Frauennamen mit *-birin* (Bärin) wie Ospirin, Adalbirin nahm das deutsche Alterthum keinen Anstoß. Beide, Wolf und Bär vereint, erscheinen in Vernulf, Wolfbero. Dann folgt der Rabe mit 140 verschiedenen Bildungen, der noch versteckt in unsern Bertram, Adelram, Guntram, Wolfram fortlebt.

Der Nar und Eber sind beide gleich häufig verwandt (etwa in je 60 verschiedenen Namen), Arnulf aus Ar und Wolf, Eberhard mögen als Beispiele genügen. Für Frauennamen sind außer der schon erwähnten Bärin nur zwei Thiernamen zur Verwendung gekommen, nämlich Lint, die Schlange, und der Schwan. Letzteren

werden sich auch unsere Zeitgenossinnen gewiß gern gefallen lassen; die Walfürennamen Schwanhild oder die freilich veralteten Schwanburg, Schwangart klingen kräftiger und poetischer als unsre modernen Karolinen, Frideriken, Wilhelminen oder der Fremde abgeborgte Jeanetten und Charlotten. Aber die Schlange! wie verträgt sich die mit der Feindschaft des Weibes gegen das Sinn- und Urbild der Sünde? Heute würden wohlklingende, durch die fälschlich als das Adjektiv „lind“ aufgefaßte Schlußsilbe sich einschmeichelnde Namen wie Sieglint, Trautlint, Dietlind, Irmlint, Lieblint, Holbelint auch den Töchtern unseres Jahrhunderts vielleicht gefallen, wenn der Gedanke an die Schlange nicht störte. Aber hat er denn unsere Urmütter nicht gestört? Damit komme ich auf die Frage, was denn den Germanen veranlaßte, seine Namen vorzugsweise mit den genannten sieben Thiernamen zusammenzusetzen.

Die Namengebung war auch dem germanischen Heidenthum eine heilige Handlung. Gewiß wollten liebende Eltern auch schon damals ihren Kindern einen Namen von guter Vorbedeutung geben, wie man später zum selben Zwecke die Namen der kirchlichen Heiligen verwandte. Da wählte der kriegerisch gesinnte und tapfere Germane außer den Bezeichnungen für Waffen wie *Gerz*, *Helmz* oder für Schlacht und Kampf wie *Haduz*, *Guntz*, *Hiltz*, *Wigz* u. s. w. mit Vorliebe die Namen d e r Thiere, denen er den Preis kriegerischer Tapferkeit oder die Ehre, Lieblinge der Götter zu sein, zollte. So wurde der Wolf, der unerschrockene grimmige Feind der Herden und zugleich der Begleiter des kriegerischen Wodan, der Bär, der König des Waldes, der dem Freyr geweihte Eber, der königliche Nar, und der kluge Rathgeber Wodans, der Rabe, vor andern Thieren bevorzugt, durch Bildung von Namen gewissermaßen Tugendspiegel und Vorbilder für die Träger dieser Namen zu werden, indem in ihnen die Eigenschaften idealisirt wurden, die man dem Kinde als die werthvollsten fürs Leben mitzugeben wünschte. Der Schwan genoß gleichfalls göttlicher Verehrung, er stand mit dem höchsten Ideal germanischer Weiblichkeit, den Walfüren, in Verbindung; die Schlange aber war nicht minder ein Gegenstand scheuer Verehrung, denn ihr wohnte ein geheimnißvolles Wissen inne, das eine gewisse Verwandtschaft zeigt mit dem ahnungsvollen Wesen der Frauen, wie es uns Tacitus schildert,

auf dem die dem Römer unverständliche hohe Stellung des germanischen Weibes beruhte.

Die vielen mit Thiernamen identischen Familiennamen erklären sich am ehesten als festgewordene Koseformen oder Abkürzungen aus älteren Vollnamen: Wolf aus Wolfgang oder Wolfhart; Bär aus Bero, Bernhard, Bernfried u. s. w. Es können freilich auch sogenannte Spitznamen in ihnen stecken, indem der Familienname nach einem Hauszeichen, einem Wappen oder endlich auch nach einer äußeren oder inneren Eigenschaft seines ersten Trägers von diesem auch auf seine Nachkommen vererbt wurde. Namen wie Fuchs, Hase, Spitzmaus, Gans, Sperling sind zweifellos ursprünglich Spitznamen gewesen, und wo, wie in den meisten Fällen, die Familientradition nichts Bestimmtes über die Herkunft des Namens zu sagen weiß, bleibt diese auch dem Forscher unklar.

In allen bisher betrachteten Verwendungen der Thiere kam immer das Individuum als Ganzes in Betracht; die so auffallende Ähnlichkeit zwischen Mensch und Thier erstreckt sich ja aber gar nicht immer auf die ganze Persönlichkeit, sondern sehr häufig ist es nur ein einzelner hervorstechender Zug, der uns an eine Parallele aus dem Leben der Thierwelt erinnert, und flugs ist die Sprache bei der Hand, dem erhaschten Moment einen bleibenden Ausdruck zu geben. Raum einen Theil des menschlichen Leibes giebt es, den man nicht mit dem entsprechenden Theile eines Thieres verglichen hätte. Stellen wir einmal eine Figur aus solchen Einzeltheilen zusammen, auf die Gefahr hin ein wahrhaftes „Anthier“ zu Wege zu bringen. Auf „Entenfüßen“ erheben sich dünne „Storchbeine“ oder krumme „Dachsbeine“, die unter Umständen auch den „Krebsgang“ gehen können; eine schlanke „Wespentaille“, wozu gut ein „Vogelmagen“ paßt, trennt den Ober- vom Unterleib; über einem „Wolfs-“, „Pferde-“ oder gar „Straußenmagen“, um den sein glücklicher Besitzer gewiß sehr beneidet wird, schlägt ein tapferes „Löwen-“ oder ein mattes „Hasenherz“; auch ein „Krötenherz“ giebt es, doch ist es schwerlich im Stande, das „Fischblut“ seines Besitzers in Wallung zu setzen, sondern eher bei andern eine „Gänsehaut“ zu erregen. Das „Hasenherz“ sitzt sicherlich in einer „Hühnerbrust“, an die sich vermittelst eines „Schwanenbusens“ und „halses“ ein „Stiernacken“ anschließt, auf dem komisch genug ein „Pudelskopf“ thront, oft von „Nabenhaar“ gebildet und durch

einen „Bocks-“ oder „Zieselbart“ verschönt; die „Hasenscharte“ aber läßt die „Mäusezähne“ und vielleicht die spitze „Schlangenzunge“ durchschimmern; über der „Adler-“ oder „Habichtnase“ ist der Sitz der Augen, deren wir entsprechend dem mannigfaltigen Ausdruck derselben sehr verschiedene haben: „Ruh-“ und „Kalbsaugen“ die bei den Griechen in hohen, ja göttlichen Ehren standen und denen die „Eulenaugen“ der Athene wohl ebenbürtig sind. Das Gegentheil sind die kleinen „Schweinsäuglein“. „Adler-“, „Falken-“, „Fuchs-“ und „Rehaugen“ bezeichnen die Schärfe oder die Klarheit des Blickes; „Argusaugen“ argwöhnisch beobachtende Ueberwachung, „Taubenaugen“ endlich lieben wir wegen des sanften Ausdrucks mit dem freilich oft auch eine gewisse Ausdruckslosigkeit verbunden sein kann; alle aber, auch die letzteren nicht ausgenommen, sind im Stande „Krokodillsthränen“ zu vergießen oder „Basiliskenblicke“ zu versenden.

Dienen in den eben genannten Wörtern die Thiernamen dazu, menschlichen Körpertheilen eine charakteristische Bezeichnung zu geben, so bleiben uns noch eine Reihe von Wörtern, wo sonstigen menschlichen Eigenschaften, Gefühlen und Handlungen, aber auch konkreten Gegenständen durch Voraussetzung eines Thiernamens eine bestimmte, unzweifelhafte Färbung gegeben wird, die sie unsrer Empfindung und Anschauung ungleich tiefer einprägt. So nennen wir unnöthig verzärtelnde Elternliebe sehr richtig „Affenliebe“ dagegen harte Eltern „Rabeneltern“; wir sprechen von „Bienenfleiß“ und „Lammgeduld“, „Löwenmuth“ und „Kagene freundschaft“; wir lassen die Menschen „Bocksprünge“ (Kapriol), „Gänsemarsch“ und „Schlangenlinien“ machen, fahren mit der „Schneckenpost“, empfinden „Bären- oder Löwenhunger“, nehmen uns den „Löwenantheil“, bekommen „Kagenjammer“ oder „Schafhusten“ und müssen eine „Pferdefur“ durchmachen. Die Kinder sitzen am „Kagentisch“ und kriegen nur „Gänsewein“. Eine „Hühnerleiter“ führt zum „Hahnebalken“, wo wir „hundemüde“ in einem „Hundebett“ einen „Bärenschlaf“ mit den Murrethieren um die Wette halten; wir wagen uns in die „Löwenhöhle“, aber möchten doch lieber in ein „Mauseloch“ uns verkriechen.

Bisher war immer nur die Rede von Aehnlichkeiten, die durch den doch stets naheliegenden Vergleich zwischen Thier und Mensch in die Augen sprangen und dann auch sprachlich zu festen

Nedewendungen erstarrten. Noch mehr Phantasie verräth sich aber in den Metaphern, in denen der Name des Thieres oder auch nur eines Theiles des thierischen Körpers auf leblose Gegenstände übertragen erscheint. Auch deren giebt es eine große Menge; besonders die Sprache des Volkes ist sehr reich daran, und in jedem Handwerk kennt der Eingeweihte eine Fülle von nur den Gewerbsgenossen verständlichen Bildern. Ich kann hier natürlich wieder nur an die allgemein bekannten Bezeichnungen erinnern, zu denen gewiß jedem Leser sofort Parallelen einfallen.

Nur zum Theil ist die Aehnlichkeit eine so in die Augen springende, daß das Bild ohne weiteres verständlich ist. Ein auf gespreizten vier Beinen stehendes Gestell nennt der Handwerker einen Bock, aus gleichem Grunde nennt der Turner sein Springgeräth so; bei den mittelalterlichen Belagerungen gebrauchte man in Nachahmung des römischen „Widders“ (aries) den „Mauer- oder Sturmbock“; der Galgenhumor der Verbrecher nannte in der Zeit der Tortur ein gefürchtetes Folterinstrument den „spanischen Bock“, ebenso wie er einen „gespikten Hasen“ und eine „Nonne“ kannte, wobei einem sogleich auch die wenig schmeichlerische neunschwänzige Katze der englischen Marine einfällt. Welche Aehnlichkeit hat aber der „Rutschbock“ noch mit seinem lebendigen Namensvetter?; der Münchener und Berliner „Bock“, der zwar auch gefährlich stoßen kann und deshalb auch als Etikette den springenden Bock zeigt, wird gewöhnlich anders erklärt; und schließlich der „Bock, den wir schießen“, wird aus der Jägersprache zu erläutern sein. „Tiger-“ und „Kazenaugen“ nennt man bestimmte Edelsteine von schillernder Farbe; „Eule“ einen weichen Federbesen; „Kätzchen“ oder „Schäfchen“ die weichen Blüthen der Weiden. Sehr bezeichnend ist der Name „Boa“ für das den zarten Hals unserer Damen anmuthig umwindende Pelzwerk; die „Seeschlange“ hat auch ihre eigentliche Bedeutung wie eine Haut abgestreift und dient als Bezeichnung für jeden unglaublichen Lückenbüßer, mit dem uns verzweifelte Redakteure in der Saure-Gurkenzeit ein „Bären“ aufbinden. Dem gleichen Zwecke dient die im Hochsommer besonders gern aufflatternde „Ente“, wohl eine Erinnerung an Münchhausens treffliches Jägerstücklein. „Ochsenauge“ ist sowohl Bezeichnung für ein rundes Fenster als für gebackene Eier, „Schweinskopf“ war schon im germanischen Alterthum die so oft unwiderstehlich in die römi-

ischen Legionen eindringende feilsförmige Schlachtordnung unserer Vorfahren. Der beim Bewegen großer Lasten so hülfreiche „Krahn“ ist weiter nichts als der hochdeutsche Kranich in niederdeutscher Form, „Fuchschwanz“ die Bezeichnung für eine Handsäge.

In der Provinz Hannover nennt man wegen ihrer Form eine besondere Art frischer Kartoffeln „Mäuse“, und man kann sich den Schrecken einer nervösen Reisenden vorstellen, als ihr auf ihre erste Frage an die Wirthin, ob sie hier auch „Mäuse“ hätten, die prompte Antwort bekam: O ja, willt Sie sie gebacken oder in der Pelle (Schale)?

Aber sehr häufig kann von einer Aehnlichkeit des mit einem Thiernamen belegten Gegenstandes mit seinem Urbilde gar nicht mehr die Rede sein. Warum nennen wir das Schloß am Gewehr und den Krahn am Fasse „Hahn“? Eher begreifen wir, daß ein gewisser graufiger, hochpoetischer Humor die aus dem Dache schlagenden Flammen den „rothen Hahn“ nennt. Was hat die „Geldkage“ mit unserer „Miez“ zu thun? die umgeknickte Ecke in der Visitenkarte, das „Eselsohr“, kann doch unmöglich in einer Beziehung zu dem Abgebenden stehen? „Sandhase“ und „Pudel“ sind Bezeichnungen für Fehlwürfe beim Regelspiel, wie anderswo „Bock“ und „Sau“ Fehler bedeuten, der geschickte „Pudel“ scheint dafür eine wenig passend gewähltes Bild. Dagegen war „Hund“ bei den würfelnden Römern der Glückswurf, wie dem Billard Spielenden der „Fuchs“ ein mehr dem Glück als der Geschicklichkeit verdankter Stoß. Die Alchymie nannte das Gold in ihrer mystischen Sprache „den rothen Leu“.

Wir befinden uns aber hier auf einem Gebiete, wo offenbar der Humor in willkürlichem Schaffensdrang sich tummelt und besonders in der Sprache bestimmter Kreise wie der Jäger, der Soldaten und besonders der Studenten und Schüler manch Stück Prosa des Lebens durch den metaphorischen Ausdruck mit einem Hauche erfrischender Poesie überzieht.

Dem unter der Last seines Gepäcks seufzenden Soldaten wird der Tornister zum aufhockenden „Affen“, der Schießprügel zum „Kuhfuß“. Der Student nennt die „goldnen Dukaten“ „Füchse“ oder „Möpfe“, gehen sie ihm aus, so bindet er fluchend einen „Bären“ an oder kauft sich aus Verzweiflung einen „Spiz“ oder einen

„Affen“, wobei es dann vorkommen soll, daß er andern Tags in Gesellschaft eines ausgewachsenen „Katers“ aufwacht.

Mit verständlichem Humor nennt man den bei aller Gesellschaftsfähigkeit doch vielfach verspotteten Frack „Schwalbenschwanz“; man pilgert auf „Schusters Rappen“ durchs Leben; schlechte Schrift weist der Lehrer als „Krähensfüße“ zurück, das unerlaubte Hülfsmittel beim Uebersetzen sucht er als „Eiselsbrücke“ meist vergeblich zu brandmarken. Eindringliche Denksätze sehen als „Ragenköpfe“ oder „Schwalben“ freundlicher aus, wie sie denn auch mit Heranziehung eines anderen Vergleichungsgebietes als „Ohrfeigen“, „Dachteln“ (Datteln) oder „lange Rosinen“ weniger bitter zu schmecken sich den Anschein geben.

Für den Zustand geistiger Störung hat man im Volksmunde eine ganze Reihe mildernder euphemistischer Ausdrücke: er hat „Raupen“, „Vögel“ oder „Mäuse“ im Kopfe, wofür der Russe den „Hasen“ verwendet. Auch „Grillenfangen“ ist eine solche humoristische Wendung.

Trotz meiner Befürchtung die Geduld des Lesers durch die ihm zugemuthete Mitwanderung durch den Thiergarten unserer Sprache zu erschöpfen, würde ich meine Pflicht, von dem Reichthum und der Vielseitigkeit des Einflusses, den die Thierwelt auf die Sprache ausgeübt hat, einen Begriff zu geben nur unvollkommen erfüllen, wenn ich nicht von jeder eigenthümlicher Verwendung wenigstens einige Beispiele geben wollte.

So kann ich auch nicht unterlassen darauf hinzuweisen, daß die Sprache zur Bildung von Flüchen sich bisweilen der Anrufung eines Thieres bedient. Doch die Thierflüche sind auffallend harmlos; vielleicht versteckt sich hinter dem Thiernamen, wie so oft bei Flüchen, ein uralter Göttername, den man aus Scheu nicht mehr auszusprechen wagte, oder der des nicht gern genannten Gottseibeiuns. So wünscht man jemanden zum „Geier“ oder zum „Ruckuck“, wo man vielleicht den Teufel meint; oder die erzürnte Mutter wünscht, daß die Kinder zu „Raben“ würden, oder daß der „Wolf“ sie hole! harmloser klingt der Fluch: „Boß Fischchen“, und als der biedere Blizschwabe gefragt wurde, ob er auch brav fluchen könne, meinte er: „ei freili! daß dich das Mäusle beiß!“

Haben wir vorhin gesehen, daß die Aehnlichkeit zwischen Thier und Mensch zur Bildung von Menschnamen aus Thieren Ver-

anlassung gab, so kann es nicht auffallen, daß auch Thiere von anderen Thieren wegen einer vielleicht nur partiellen Aehnlichkeit ihre Namen erhalten haben. Ein bekannter Schmetterling heißt „Schwalbenschwanz“, ein andre Gattung „Eule“, ein dritter „Fuchs“; mit demselben Namen belegen wir der Farbe wegen unsere goldbraunen Pferde; der „Rappe“ ist nur das rabenschwarze Gegenpiel des Fuchses. Durch Zusammenfügung wird die Aehnlichkeit hervorgehoben beim „Heupferd“, „Fledermaus“, „Meerkatze“, „Seehund“, „Seelöwe“, „Affenspintischer“, „Bärenraupe“ und dem „Brüllochs“, einer Froschgattung Amerikas. Schließlich erwähne ich noch den mythischen „Dachhasen“, in der Zoologie der Kürschner und Wirths bekannt, aus deren Felle die wunderbarsten Rauchwaaren hergestellt werden sollen, oder die in den Großstädten in geheimnißvoller Weise in den Küchen der Gasthäuser verschwinden, um nach einer kulinariſchen Metamorphose anderen Tages auf der Speisekarte ihre Auferstehung zu feiern.

Häufiger als im eignen, zu nah verwandten Reiche begegnen wir den zu Gevatter stehenden Thieren im Pflanzenreiche; oft ist es die Aehnlichkeit, die den Pathen zur Namengebung bemühte, wie beim „Ragenpfötchen“, „Hasenschwanz“, „Hahnenkamm“, „Löwenzahn“, „Löwenmaul“, „Mäuseöhrchen“; oft sind es andere, vielfach dunkle, vielleicht mythische, abergläubische Beziehungen, deren Untersuchung gewiß nicht uninteressant wäre; so bei der „Wolfsmilch“, „Schafgarbe“, dem „Bärlapp“ und dem „Gänseblümchen“, das freilich nach den einleuchtendsten Erklärungen seinen Namen davon hat, weil es wie die Kletterinnen des Kapitols auf einem Beine steht, oder weil es zum Blumenorakel nur noch von „Gänsechen“ benutzt wird.

Schließlich darf ich auch nicht die Ortsnamen übergehen, deren eine große Menge mit Thieren Zusammenhang erweist. Es ist ja natürlich, daß Stellen in Feld und Wald, die als Schlupfwinkel, als Lieblingsaufenthalte, als Wechsel bestimmter Thiere oder als ergiebiges Jagdterrain dem beobachtenden Naturmenschen auffielen, ihren unterscheidenden Namen von den betreffenden Thieren erhielten; noch heute haben Gemarkungen, Fluren und Waldreviere solche aus der Vorzeit ererbte Namen, wenn auch der Wald längst gerodet, der Sumpf ausgetrocknet und ihre einstigen Bewohner längst dem verfolgenden Menschen zur Beute gefallen

sind. So hieß in meiner Vaterstadt Hannover noch vor einem halben Jahrhundert eine Straße das große „Wolfshorn“ (d. h. Wolfsecke), obwohl Meister Siegrim gewiß schon seit 500 Jahren das Weichbild der wohlummauerten Stadt mied. So kann eine Feldmark „Eulenhorst“ heißen, obwohl schon seit vielen Jahren keine Feder eines Uhus mehr dort fliegt. Ritterburgen wie Rabeneck, Drachensfels, Wolfstein bewahren in ihren romantischen Namen noch die Erinnerung an die oft sagenhaften Urbewohner ihrer Stätte. Berge und Flüsse wie Hirschkopf, Herzberg (Hirschberg), Speßart (Spechteshart), Roßbach, Ragbach; Vorgebirge wie Bornhöved (Bärnhaupt) erklären sich von selbst.

Anderere Dertlichkeiten wie die „Roßtrappe“ im Harz und der „Ruhstall“ in der sächsischen Schweiz erinnern an sagenhafte oder geschichtliche Ereignisse. Volkreiche Städte tragen in ihren Namen noch das Andenken an ihre unbedeutende Vergangenheit. So war „Stuttgart“ ursprünglich nur ein Gestüt der Würtemberger Grafen; die Städte Schweinfurt und Ochsenfurt rufen uns eine Zeit ins Gedächtniß, als man hier den Main noch zu Fuß überschritt. In einigen Fällen aber ist der scheinbare Thiername nur eine unbewußte, durch sogenannte Volksetymologie hervorgerufene Entstellung eines nicht mehr verstandenen Namens; so z. B. wenn Berlins Name auf das deutsche Wort Bär zurückgeführt wird, wozu das den Bär zeigende Wappen der Stadt noch besonders zu stimmen scheint. Dieses ist aber ein sogenanntes redendes Wappen, entstanden, als man den ursprünglich slawischen Namen der kleinen unbedeutenden Fischerniederlassung an der Spree nicht mehr verstand. Aehnlich steht er mit „Maulbronn“, das einen Maulesel im Wappen führt und dessen Gründungssage von einem unter seiner Last erliegenden Maulesel zu fabeln weiß. Der sagenhafte „Mäuseturm“ im Rhein bei Bingen ist eigentlich ein Mautthurm (Zollthurm); Worms hat trotz seines Wappens nichts mit dem von Siegfried erschlagenen Wurme zu thun, Ragenellenbogen nichts mit der Rake und die Bewohner der drei etwas anrühigen Orte in Sachsen „Flöha“, „Laußa“ und „Wanzleben“ würden bei einer Anspielung auf die Herkunft der Namen von einem Ueberfluß an Ungeziefer fuchswild werden. Bloße Aehnlichkeit der Formation mit Thiergehalten hat Bergrücken oder Gipfeln zu Namen wie Hundsrück, Ziegenrücken, Ragenbuckel, Ochsenkopf u. a. verholffen.

Uebrigens ist ja auch diese Namengebung über die ganze Welt verbreitet: Kynoskephalai, Migospotamoi, Aquileja, Odenpä, Kanapā sind aus dem Alterthum und nächster Nähe bekannte Beispiele; in Hasenpoth hat die Volksetymologie durch Anlehnung an vertraute Worte einen Sinn zu legen versucht, der dem alten „Misputte“ ganz fehlte. Es hieße aber „Eulen nach Athen tragen“, wollte ich diese Beispiele noch vermehren; ich will aber noch an ein Hauptgebiet für die Verwendung der Thiernamen in der Sprache wenigstens erinnern, da ein näheres Eingehen zu weit führen würde, das Gebiet des Sprichwortes. Das Sprichwort ist ja durch seine meist bildliche Form ein, wenn auch meist wenig geachtetes Stück Poesie; es faßt die kurze Lebensregel, die es geben will, mit Vorliebe in ein dem täglichen Leben entnommenes Bild, macht sie dadurch anschaulich und behältlich, und verleiht ihr oft noch den Schmuck der Alliteration oder des Reims; so laufen unzählige Sprüche von Mund zu Mund, als herrenloses Gut, als Weisheit von der Gasse: Glück und Glas, wie bald bricht das! Eine Hand wäscht die andre; neue Besen kehren gut; Salz und Brot macht Wangen roth u. s. w. Und auch hier schaut überall die uns so vertraute Thierwelt mit ihren bekannten Typen hervor, ja das Sprichwort ist so recht ein Tummelplatz für die Lieblingsthier des Menschen, für den sie nur eine Maske sind: Frische Fische, gute Fische; ein blöder Hund wird selten fett; des einen Eule ist des andern Nachtigall; das Ei will flüger sein als die Henne. Ebenso machen die sogenannten eperagetischen Sprichwörter mit Vorliebe die Thiere zu Trägern der Lehre: Das Mehl ist bitter, sagte die Maus, als sie satt war, oder: De Wust (Wurst) is mi to frumm, sä (sagde) de Boß, do was em de Wiem (Räucherfammer) to hoch. Eine vollständige Sammlung aller hierher gehörigen Sprichwörter würde unsre Faunen um eine Sprichwörterfauna bereichern, die auf die Stellung des Volkes zu den verschiedenen Thiergattungen ein kulturgeschichtlich nicht uninteressantes Licht werfen würde. Aber ich eile zum Schluß.

Nicht als eigentliche Sprichwörter, aber als sprüchwörtliche Redensarten kommen für uns noch in Betracht allerlei drastische oder humoristische Wendungen, zu denen in manchen Fällen Erlebnisse aus dem praktischen Leben die Veranlassung gegeben haben mögen und die nun vielfach auch völlig unverstanden als altes

Erbgut im Sprachschatz fortleben, gerade so wie alte, ihres Gepräges beraubte Münzen doch noch lange im Kurs bleiben.

Dahin gehören z. B.: „den Wolfspelz anlegen“ für „Gewalt brauchen“; „ihm schwillt der Kamm“; „ein Hühnchen pflücken“; „eine Kage im Sack kaufen“; da liegt der „Hase im Pfeffer“; da stehen die „Ochsen am Berge“; einen „Hund vom Ofen locken“; „der Hecht im Karpfenteich“; vom „Pferd auf den Esel“ kommen; den „Stier bei den Hörnern“ packen; mir fliegen die „gebratenen Tauben“ auch nicht in den Mund.

Zu den ganz verdunkelten Redensarten rechne ich solche wie „ins Bockshorn jagen“; „da liegt der Hund begraben“; „da hat 'ne Gule gefressen.“

Ich habe schon öfter hervorgehoben, daß ich immer nur eine kleine Auswahl aus der überreichen Fülle von Beispielen gebe; wollte ich noch etwa die Erzeugnisse des Thierreichs heranziehen, wie das Ei, den Honig, die Wolle, oder etwa den Wohnsitz wie das Nest, so würde sich der Kreis der dem Thierreich entnommenen Metaphern noch um ein bedeutendes vermehren, und oft sind es gerade die bezeichnendsten Bilder und Redewendungen, die unsere Sprache diesen Begriffen verdankt. Was ist drastischer als die Wendung „in ein Wespennest stechen“? was drückt unser Behagen am eignen Heim so gemüthlich aus wie die Bezeichnung „eignes Nest“; „jemand wie ein rohes Ei behandeln“ ist gewiß eine ganz dem Leben abgelaufte Wendung. Aber auch hier gebietet mir der Raum Schranken.

Wie sehr die Thierwelt in metaphorischer Verwendung ein unentbehrlicher Bestandtheil der Sprache geworden ist, sieht man am besten aus der Erscheinung, daß es sich bei dem Vorgange der Herübernahme einzelner Thiergestalten in die Reihe der sprachlichen Gebilde nicht nur um Substantive handelt, was ja das Nächstliegende ist, sondern daß man von diesen Substantiven neue Substantive, ja andere Wortkategorien, besonders Adjektive und Verba, abgeleitet hat, die als solche mit der Thierwelt in keinem Zusammenhang mehr stehen, also überhaupt nicht in natürlicher, sondern nur in übertragener Bedeutung vorkommen.

Als solche von Thieren abgeleitete Substantive erwähne ich: „Vogler“, „Fischer“ und „Schäfer“, letzteres eine ganz allein

stehende Bildung, da von keinem anderen Thiere der Name eines es Pflegenden herkommt; durch „Eselei“ oder „Schweinerlei“ wird sehr treffend eine Handlung oder ein Zustand bezeichnet, wie sie nur Eseln oder Schweinen zuzutrauen sind. Adjektive sind schon viel häufiger, aber hier löst sich die Bedeutung manchmal schon sichtlich vom zu Grunde liegenden Worte ab; ich nenne beispielsweise sich „mausig“ machen, „fuchsig“, „bockig“, „ochsig“, „hündisch“, „bärbeißig“, „viehisch“, „schweinish“, „affig“, „grillig“; wir sprechen von einem „stieren“ Blick; der Schwabe kann sogar etwas „saumäßig“ schön finden; die hübscheste Bildung scheint mir „emsig“, in welchem Worte manch fleißiges Menschenkind sein Vorbild, die fleißige Ameise, nicht mehr erkennen wird.

Am häufigsten ist die Ableitung von Verben aus Thiernamen, und es läßt sich nicht leugnen, daß die so gebildeten Wörter eine vortheilhafte Bereicherung unseres Sprachschazes sind. Einige bezeichnen einfach den Gang der betreffenden Thiere wie fischen oder krebßen; andere, und das sind gerade die charakteristischen, drücken ein den Thieren nachgeahmtes Gebahren des Menschen aus: „äffen“, „nachäffen“, „bocken“, „kalbern“, „stieren“, „sich schlängeln“, „aufputern“, „kagenbuckeln“, „krabbeln“, „storchén“, „kötérn“, sich „entpuppen“, „hahnen“ (streiten); noch andere stehen in einem weiteren, aber doch immerhin noch verständlichen Zusammenhange mit dem Thiernamen, wie „mausen“ für stehlen, was eigentlich nur von der Rage gilt; „beluchsen“ (betrügen); bei „belämmern“ in gleicher Bedeutung ist es wohl erlaubt an Jakobs klugen Betrug zu denken; „versauen“ oder milder „verferkeln“ erklärt sich selbst. Bei noch anderen ist aber die Beziehung zum Thiernamen ganz gelockert oder doch so verdunkelt, daß man ohne Reflexion den Zusammenhang gar nicht mehr fühlt. Dahin rechne ich das „ochsen“ oder verstärkt „büßeln“ des Studenten; „häseln“, haseliren“ bedeutet Pöffen treiben; „mopsen“ jemanden ärgern; „es wurmt mich“ für „es bohrt in mir“; sich „fuchsen“ sich ärgern; ob „umkatern“ für umordnen überhaupt mit dem „Kater“ etwas zu thun hat, ist mir fraglich; sich „eseln“ heißt sich im äußeren Aussehn verschlechtern; „berappen“ in der Bedeutung bezahlen wird gemeiniglich auf den Namen der Schweizer Münzsorte „Rappe“ zurückgeführt; „verhunzen“ könnte man von Hund ableiten; hübsche Bildungen sind das niederdeutsche „schwalcken“ für sich herumtreiben (zu Swalke, Schwalbe), und das oberdeutsche

„Schwälbeln“ für schwagen; ein feines Wortspiel ist: ein Habich (Habicht) ist besser als ein hättich; endlich scheint die Wendung es „schwam mir“ in der Bedeutung „es ahnt mir“ mit der Stellung des Schwanes in der Mythologie als eines weissagenden Vogels zusammenzuhängen. So sehen wir in einem alltäglichen Worte, bei dessen Gebrauche wir uns des Zusammenhangs mit dem bekannten Thiernamen kaum bewußt werden, den Glauben der Vorfäter fortleben, der von kindlicher Phantasie getragen in den Wolken Himmelschwäne sah, der den göttlichen weissagenden Jungfrauen die Fähigkeit zuschrieb, sich in Schwangestalt über Land und Meer zu erheben, und der dann auch wieder den Schwan zum Sinnbild der sich über das Irdische zu himmlischen Höhen erhebenden Poesie machte. An diesem Beispiele zeigt sich in besonders einleuchtender Weise der enge Zusammenhang zwischen Glauben und Sprache. Wir sehen, wie die Sprache, um das wirkliche Abbild der von der Natur im Geiste empfangenen Eindrücke zu sein und zu bleiben, immer wieder zu dem ursprünglich geübten Mittel greift, zur Nachahmung, wenn auch in einer höheren, bewußteren Weise als es bei der bloßen Schallnachahmung geschah; die Sprache wird dadurch zur schaffenden Poesie, zur Kunst. Was Goethe vom Künstler sagt: „Indem der Künstler irgend einen Gegenstand der Natur ergreift, so gehört dieser schon nicht mehr der Natur an, ja man kann sagen, daß der Künstler ihn in dem Augenblicke erschaffe, in dem er ihm das Bedeutende, Charakteristische, Interessante abgewinnt; oder vielmehr erst den höheren Werth hineinlegt“, das gilt auch von der Sprache als Kunst.

Und so gewinnen wir, indem ich auf das zu Beginn meines Vortrages angeführte Schriftwort zurückweise, eine schöne Bestätigung jenes Gegenswortes, das den Menschen zum Herrn der Erde einsetzte. Erst in der Kunst zeigt sich der Mensch als vollkommener Beherrscher der Materie.

Fabel und Sprichwort beweisen, daß der Mensch es nicht verschmäht, sich selbst von Thieren belehren zu lassen; aber der Dichter behält doch Recht, wenn er sagt:

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm Dein Lehrer sein,
Das Wissen theilest Du mit vorgezogen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast Du allein!

Est. A -

16737